Bodo Friedrich

Die deutsche Sprache in einer globalen medialisierten Warenwelt – Zum Sprachelend in Deutschland*

Meine Damen und Herren,
gestatten Sie mir, dafür zu danken, dass ich vor Ihnen – mit Goethes Faust gesprochen – über „mein geliebtes Deutsch" reden kann, für einen Deutschlehrer und Sprachdidaktiker nicht nur ein Gegenstand der Lehre und Forschung, sondern auch ein Gegenstand ästhetischer und emotionaler Beziehungen. Zugleich scheint mir das Thema Ihrer Sozietät sehr angemessen, denn der, der ihr den Namen gegeben hat, Leibniz, hat zu seiner Zeit mit zwei programmatischen Schriften zur Situation der deutschen Sprache entschieden Stellung bezogen.
Die Behandlung des Themas ist der Hochalpinistik vergleichbar: Absturz droht nach allen Seiten. Zum einen ist jeder von Ihnen erfahren im hoch spezialisierten Gebrauch dessen, worüber ich reden will, kennt das in gelungenen Sätzen beglückende, in sich spröde versperrenden Formulierungsprozessen auch quälende Ringen mit dem Medium Sprache. Zum anderen enthält das Thema zu jeder der von Ihnen vertretenen Wissenschaftsdisziplinen Bezüge, so dass, was Goethe wohlwollend Dilettantismus genannt hat, notwendig die Folge ist.

Der Komplexität des Themas war nicht zu entgehen. Da mir ein Rückzug auf die begrenzteren und heimatlichen Gefilde der Pädagogik und Didaktik nicht zulässig erschien, hatte ich nach einem Weg zu suchen, der Vielfalt Herr zu werden. Wegen der Knappheit der mir zur Verfügung stehenden Zeit werde ich Ihnen, um einen Zusammenhang herzustellen, meinen Gedankengang in 6 knappen Thesen vorlegen. Das Papier enthält auf der Rückseite ein Beispiel für das Deutsch der Chat-Praxis. Mein Text ist dreifach gestuft. Auf einer zweiten Ebene werde ich die Thesen diffe-

* Vortrag, gehalten vor der Klasse Sozial- und Geisteswissenschaften der Leibniz-Sozietät am 20. Mai 1999.

renzieren und argumentativ zu stützen versuchen. Auf einer dritten, die ich aus Zeitgründen nur partiell vortragen kann, sind Konkretisierungen und Beispiele formuliert. Vieles muss ich übergehen, einiges auch offen lassen, als Frage formulieren, weil ich keine Antwort habe. Ich vertraue darauf, dass Sie in der Diskussion schon differenzieren werden, was ich nur andeuten oder als Problem formulieren kann.

Seien Sie nicht enttäuscht, wenn ich zu den Phänomenen, mit denen üblicherweise der gegenwärtige Sprachzustand kritisch beschrieben wird, also zu LQI und Sprachmanipulation, zu Euphemismen und Ausdrücken der Fäkalsprache, zum Gebrauch des Passivs, der Infinitive, des Plusquamperfekts, der Genitivattribute, von Substantiven und Satzungetümen, außerdem zu Ämter- und Juristendeutsch, Wissenschaftskauderwelsch, Jugendsprache und Stilbrüchen nichts oder nur sehr wenig sagen werde. Ich wollte aus dem Vortrag keine kabarettistische Veranstaltung machen, eine Gefahr, der man kaum entgehen kann, wenn man etwa das Ämter- oder Juristendeutsch oder gar die Politikersprache ins Visier nimmt. H. Kohls Definition: „ Die Wirklichkeit ist anders als die Realität." oder „ Ich weiß zwar nicht, was er denkt, aber ich denke ähnlich wie er." (über Fr. Mitterand) und ähnliche Leistungen sind schon ins Repertoire der Stilblüten aufgenommen (es gibt bereits eine publizierte Sammlung mit einem Vorwort von Dieter Hildebrand). Zwerenz charakterisiert die Sprache der deutschen Politiker als „ Gerede, ein Pudding von Banalitäten, verkitschten Worten, verrutschten Floskeln, ein Jammerwerk an nichts als Ungenauigkeit und Augenauswischerei." (1967, 177) Zum anderen wollte ich auch nicht sarkastisch werden. Welches Maß an Sprachmanipulation und Sprachverrohung „der schäbige Jargon der Jetztzeit" (Peter Wapnewski) gegenwärtig erreicht hat, kann man an Politiker- und Medientexten zum Kosovokrieg täglich erfahren. Des olivgrünen J. Fischers Prägung „Menschenrechtskrieg" scheint direkt aus Orwells Newspeak übernommen. Und wer kann sich ein Wort wie „Kollateralschaden" ausgedacht haben? Ein Ulrich Beck wird in der „Süddeutschen Zeitung" kreativ: „ Mit den Vernunftbomben auf Milosevic wird sozusagen der militärische Euro eingeführt." und zwar von einem „neuen Kreuzrittertum der Menschenrechte" , das den „militärischen Pazifismus der humanitären NATO" verkörpert. Nein, das wollte ich Ihnen nicht antun. Der Jargon der Kriegsberichterstattung markiert einen Tiefstand der Sprache, des Denkens und des

Gewissens, der sogar den Deutschen Journalistenverband veranlasst hat, gegen die „Hetzsprache" einzuschreiten (Meldung im ND vom 31.3.1999). Doch diese LQI ist keine spezifische Eigenschaft der deutschen Sprache. Deborah Tannen belegt in ihrem Buch „Laß uns richtig streiten!", dass das gegenwärtige Amerikanisch von Kriegs- und Kampfsportbegriffen durchtränkt ist. Genug von den Erscheinungen!

Der Gesichtspunkt, unter dem ich das Thema behandele, ist nicht der der Experten für dieses Thema, nicht der der sogenannten 'Sprachkritik'.

Deren Analysen und Wertungen, obwohl im Einzelnen zutreffend, sind mir bei der Betrachtung der Phänomene zu elementaristisch und national borniert, bei der Begründung zu ideengeschichtlich reduziert.

Ich will vielmehr versuchen – der komplexeren Sichtweise der Sprachdidaktik folgend, die immer das Ganze im Auge haben muss, sich nie auf Teilaufgaben zurückziehen kann –, den jämmerlichen Zustand der deutschen Sprache der Gegenwart und die Befürchtungen, die man in Bezug auf ihre Zukunft haben muss, aus der Totalität der die Sprache und den Sprachgebrauch determinierenden Faktoren zu erklären, und dazu Probleme formulieren.

These 1.
Sprachentwicklung und -veränderung ist von der politischen und ökonomischen Geschichte nicht zu trennen. Gegenwärtige Sprachzustände können nicht nur innersprachlich erklärt werden.

Dieser Zusammenhang zeigt sich im Prozess der Entstehung und Verbreitung der Nationalsprachen Europas und auch an den Phänomenen, die gegenwärtig als „Verlust der Sprachkultur" (Barry Sanders 1994, dt. 1995) beschrieben werden können.

1492, im selben Jahr, in dem Christopher Columbus aufbrach, um den westlichen Seeweg nach Indien zu finden, veröffentlichte der Rhetorikprofessor der Universität Salamanca Elio Antonio de Nebrija seine „Gramàtica de la lengua Castellana", die erste große europäische Grammatik einer Volkssprache. In seinem Widmungsschreiben an die Königin Isabella III. begründet er den Nutzen seines Werks für das spanische Reich und die Herrschenden mit Argumenten auf drei Ebenen: die erste betrifft

das Verhältnis von Sprache und Herrschaft. „ Die Sprache“ , so argumentiert er, „war immer Begleiterin des Imperiums“ oder, in einer anderen Übertragung: „Die Sprache hat immer die Macht begleitet.“ Ein klassischer und seither viel zitierter Satz. Er erläutert das an den drei Sprachen der Bibel, dem Hebräischen, dem Griechischen und dem Lateinischen und an der Entwicklung und am Verfall des Jüdischen, Griechischen und Römischen Reiches (vgl. H. Ivo 1994).

Der zweite Argumentationskomplex betrifft die Geeignetheit des Kastilischen als Sprache der Herrschaft und die Notwendigkeit der Emanzipation vom Lateinischen. Daraus leitet er drittens die Notwendigkeit einer Grammatik der Volkssprache ab, denn erst wenn die Volkssprache „unter die Herrschaft der Kunst der Grammatik“ gebracht wird, erreicht sie die Qualität, die notwendig ist, um in ihr überzeitliche literarische Werke zu schaffen und „ eine nationalkulturelle Identität auszubilden“ (H. IVO 1994, 85). Schließlich fordert er entschiedene sprachplanerische und sprachpolitische Maßnahmen und zwar: „anderen Völkern unsere Sprache beizubringen“ (a.a.O., 87).

Der Zusammenhang von Sprache und Politik, dessen Entdeckung im deutschen Schrifttum oft Carl Gustav Jochmann (1828) zugeschrieben wird, war also bei Nebrija längst formuliert und sogar andeutungsweise um die ökonomische Komponente erweitert. Hatte Dante 1305 in seiner Begründung der Verwendung der Volkssprache („Über das Dichten in der Muttersprache“) noch – wie wir heute sagen würden – linguistisch und lernpsychologisch argumentiert und zwei Stufen des Sprachbewusstseins unterschieden, bleibt die politische Begründung de Nebrijas ein Argumentationsmuster der Sprachwissenschaft in den nächsten Jahrhunderten. So findet man wiederum in einer Widmung, und zwar der des „Dictionnaire“ der Académie Française an Ludwig XIV., 1694, den Satz: „Während wir uns bemühen sie (die französische Sprache, B.F.) zu verschönern, tragen Eure siegreichen Waffen sie ins Ausland; wir gestalten sie durch unsere Arbeit einsichtiger, Ihr macht sie durch Eure Eroberungen unentbehrlich.“

In der deutschen Tradition – vor Jochmann wären die Sprachgesellschaften, Leibniz, Herder, Campe und auch Goethe zu nennen – wird ein Zusammenhang von Sprache und Politik hergestellt, um den beklagenswerten, unentwickelten, von fremden Sprachen (dem Lateinischen und

dem Französischen) überfremdeten Zustand des Deutschen zu erklären. So wird die Vorherrschaft des Lateinischen in der Wissenschaft als eine kulturelle Differenz erklärt, die des Französischen (als Herrschaftssprache) als soziale Differenz, für die die Politik der Hohenstaufen, die Gegenreformation, der 30jährige Krieg, die Zersplitterung Deutschlands und das Fehlen eines hauptstädtischen Zentrums verantwortlich gemacht werden müßten. In romanischsprachigen und auch in englischsprachigen Ländern, die die Welt kolonisieren, wird dahingegen aktive Sprachpolitik betrieben. Und das bis zur Gegenwart. Man muss gar nicht nach Frankreich blicken, das in solchen Argumentationszusammenhängen als Musterbeispiel angeführt wird. Das amerikanische Englisch wird von Wirtschaftsverbänden massiv gefördert. Spenden an Universitäten werden von der Absetzung einer etablierten Sprache zugunsten des Angloamerikanischen abhängig gemacht. „Eine wirtschaftliche Weltmacht", schreibt Cl. Hagège (1996, 37), „widmet ihrer Sprache die gleiche Aufmerksamkeit wie der Eroberung von Absatzmärkten. ... Der Export der Sprache öffnet ... den Weg für die Warenströme." Wirtschaftskraft allein reicht aber nicht aus, um der Sprache eines Landes international Geltung zu verschaffen. Das kann am Japanischen wie am Deutschen gezeigt werden. Ökonomische Leistungskraft, technologischer und wissenschaftlicher Vorsprung muss sich in politischem Willen und in politischen Interventionen ausdrücken. Dabei spielen Schulgesetze eine nicht unwichtige Rolle. Die Wahl einer Sprache zur ersten Fremdsprache im Bildungssystem eines Landes ist eine politische Entscheidung. 1991, ein Jahr nachdem VW Škoda gekauft hatte, wurde in Tschechien Deutsch anstelle von Englisch 1. Fremdsprache.

(Beispiele aus der deutschen Geschichte: Rolle der Hanse und des Schwertritterordens als Totengräber slawischer Sprachen: des Altpreußischen, des Ostseeslawischen, des Kaschubischen; Problematik des Sorbischen; Beispiele aus der französischen Kolonialgeschichte: Amtssprache in Benin, Kongo, Gabun, Niger; Amtssprache neben Englisch in Kamerun; Amtssprache neben Arabisch in Mauretanien, Tschad; Amtssprache neben einer afrikanischen Sprache in Burundi, Ruanda; Amtssprache neben mehreren afrikanischen Sprachen in Elfenbeinküste, Senegal, Zaire)

These 2.
Die Phänomene des „Verlusts der Sprachkultur" können auf drei Ebenen beschrieben werden:

- der Ebene der Liquidierung von Sprachen: des Sprachsterbens;
- der Ebene der Zurückdrängung und des Funktionsverlusts rezenter Sprachen zugunsten kolonisierender Sprachen, gegenwärtig des dominierenden, global durchgesetzten amerikanischen Englisch;
- der Ebene des schleichenden Qualitätsverlusts und des massiven Missbrauchs der Sprache zugunsten von Interessengruppen in allen den Entwicklungsgesetzen des globalen Kapitalismus unterworfenen Sprachen.

2.1. Sprachsterben

In einer globalen Perspektive muss von einem dramatischen, nicht aufzuhaltenden Sprachsterben gesprochen werden. Von den gegenwärtig noch existenten 5 000 bis 10 000 Sprachen werden – wie Jürgen Trabant 1998 prognostiziert – im nächsten Jahrhundert nur wenige hundert Sprachen überleben.

Dass es lebende und ausgestorbene und immer auch sterbende Sprachen gibt, kann zunächst als Faktum registriert werden. Interessanter ist das Problem, worin die jeweiligen Ursachen für die Ausbreitung und das Verschwinden von Sprachen bestanden haben. Für die gegenwärtige Sprachsituation in Europa ist Folgendes zu konstatieren:

Mit der Entstehung der Nationalstaaten war einerseits eine Entwicklung von funktionell hoch entwickelten National- und Verkehrssprachen verbunden, andererseits führte sie zu einer sprachlichen Kolonisierung und Vernichtung der Sprachenvielfalt im Inneren der Nationalstaaten. Der Nationalstaat „ dünnt", wie Uwe Pörksen formuliert, „die Sprachen aus" (1988, 16). Das könnte am Beispiel des Französischen (Verdrängung des Occitanischen und von 11 Kulturdialekten im mittelalterlichen Frankreich zugunsten des Franzischen im offiziellen Sprachgebrauch innerhalb weniger Jahrzehnte, vgl. H. Haarmann 1983, 242ff.) ebenso wie am Beispiel des Englischen belegt werden. Wenige dominante Kultursprachen

breiten sich rapide auf Kosten ehemaliger sprachlicher Vielfalt aus. Die Entwicklung der Sprachen und Kulturen ist nicht egalitär.

Von den gegenwärtig in Europa gesprochenen Sprachen sind – nimmt man die Zahl ihrer Sprecher als ein Indiz für Lebensfähigkeit, wie das Haarmann (1983) macht – in Folge des sogenannten Assimilationsdrucks 6 Sprachen akut bedroht (*Ingrisch* – Geb. Petersburg; *Istro-Rumänisch; Karaimisch* – Litauen, Ukraine; *Kornisch* – Cornwall; *Livisch* – Lettland; *Manx-Gälisch* – Insel Man; *Votisch* – Geb. Petersburg), 7 weitere (unter 10.000 Sprecher) stark und 29 (unter 1 Million Sprecher) prinzipiell gefährdet (a.a.O, 104 ff.). Das Deutsche als Nr. 12 unter den verbreitetsten Sprachen der Welt (vgl. D. Crystal 1993, 287) ist nicht darunter.

Der Prozess der 'Assimilation', linguistisch-euphemistischer Ausdruck für den Prozess des Sprachsterbens, vollzieht sich in Teilprozessen:

- Übergang zu einer anderen als der nationalen Primärsprache durch nachfolgende Generationen, die in einer multilingualen Umgebung leben;
- Desintegration der nationalen Sprache durch partielle und schließlich totale Funktionslosigkeit;
- Verlust der Multilingualität von Sprechergruppen und erneute Monolingualität in Bezug auf die assimilierte Sprache;
- Sterben der letzten Sprecher einer Sprache (n. H. Haarmann 1983).

Im Gefolge imperialer Politik wurde dieser Kolononisierungsprozess auf sprachlichem Gebiet erstens beschleunigt und zweitens auf andere Kontinente übertragen. So sind auf dem amerikanischen Kontinent im vergangenen und in diesem Jahrhundert Hunderte von Sprachen durch Genozid ausgerottet worden (vgl. J. Trabant 1998, 30). Prinzipiell gleiches muss von Afrika, Asien, Australien und Ozeanien festgestellt werden. (In Australien sind von 200 einheimischen Sprachen gegenwärtig noch 50 übrig geblieben. Es gab aber 1990 keinen einzigen monolingualen Aborigine mehr.) Gegenwärtig setzt sich der Prozeß der Vernichtung der Artenvielfalt bei den Sprachen unter dem Druck ökonomischer, politischer und kultureller Globalisierungsprozesse beschleunigt fort. Eine sprachökologische Gegenbewegung ist nicht festzustellen. Die UNESCO führt zwar rote Listen für aussterbende Tiere und Pflanzen und bemüht sich um den Erhalt von Kathedralen und Tempelanlagen als Weltkulturerbe, ein Bewusstsein der Notwendigkeit, Sprachen zu erhalten, gibt es nicht, höchstens auf dem Gebiet der Dialekte.

Die Linguistik trägt, wie Peter Mühlhäusler meint, infolge ihrer fast ausschließlichen Beschäftigung mit einer Handvoll literater Sprachen zu einer sich beschleunigenden globalen Vernichtung „sprachlicher Biodiversivität" (177) bei.

2.2. Sprachliche Globalisierung und Tendenz zur sprachlichen Monokultur

Die Vernichtung von Sprachen bleibt aber nicht bei den kleinen Sprachen stehen. Globalisierung führt zu Monokulturen, auch auf dem Gebiet der Sprachen. Doch das ist zu passivisch ausgedrückt. „ Monokulturen werden durchgesetzt." (U. Pörksen 1988, 16) Im Zeitalter der Globalisierung werden zunehmend auch schriftsprachlich ausgebaute Nationalsprachen wie das Deutsche und das Französische betroffen.

Diese sprachliche Globalisierung ist im vollen Gange. Das Englische, eigentlich das amerikanische Englisch, breitet sich als lingua franca der Welt mit solcher Schnelligkeit aus und gewinnt einen solchen Einfluss, dass – wie W. Viereck bereits 1984 festgestellt hat – „eine vollständige und zuverlässige Dokumentation unmöglich" wird.

In der professionellen Sprachkritik wird dieses Problem unter 'Sprachpurismus' behandelt, also aus der Perspektive der Reaktion und Abwehr und zusätzlich reduziert auf Phänomene des Lexikons. Dieser Ansatz scheint mir inadäquat. Denn er erlaubt nur, die Prozesse, die zu puristischen Reaktionen geführt haben, und zwar auf der innersprachlichen Ebene zu erfassen. Und er behandelt folglich die auslösenden Prozesse nur als gewissermaßen unbeeinflussbare, naturgegebene, gesetzmäßig wirkende Ursachen. Ihre gesamtgesellschaftliche Dimension und der hinter ihnen stehende ökonomische und politische Wille wird auf diese Weise nicht erkannt.

War es im 16. und 17. Jahrhundert das Französische, das die deutsche Sprache durchdrang, das nur durch eine breite intellektuelle Gegenbewegung in den bildungstragenden Schichten zurückgedrängt werden konnte, ist es gegenwärtig ein jeweils assimiliertes amerikanisches Englisch, das das Deutsche und andere europäische Sprachen überrennt. Auf Beispiele aus der Alltagssprache, aus den Medien, der Popkultur und der Werbung will ich verzichten.

Die Weltgeltung des Englischen ist nicht zufällig. Sie hängt vor allem mit zwei Faktoren zusammen: der Expansion des englischen Kolonialreichs und dem Auftreten der USA als dominierender Wirtschafts- und Militärmacht im 20. Jahrhundert. Renommiersucht (man denke an Bourdieus Gerophagietest), Zwänge für die Werbung und Mediendominanz sind die Folge, weitere Argumente ergeben sich aus der Notwendigkeit eines internationalen Verständigungsmittels in der UNO und ihren Hilfsorganisationen sowie im internationalen Luft- und Seeverkehr. Für die Favorisierung des Englischen werden auch innersprachliche Eigenschaften angeführt. Das Englische sei als eine Mischsprache aus Keltischem, Lateinischem, Normannischem, Angelsächsischem, Dänischem und Norwegischem, Frankonormannischem und Französischem für Angehörige vieler Sprachgemeinschaften leicht zu lernen. Es verkörpere einen Sprachtyp, der weitgehende Abschaffung von Genera und Flexion mit großer kommunikativer Kraft verbinde, und gleiche damit weniger europäischen als vielmehr südostasiatischen und zentralafrikanischen Sprachen (C. Hagège 1996, 35). Es ließe sich leichter in Pidgin-/Kreolsprachen oder NNVE-Sprachen (Non-Standard-Varities of English) verwandeln als beispielsweise die normativ erstarrten Sprachen Deutsch und Französisch. Es sei eine sehr wortreiche und ausdrucksstarke Sprache. Schon Jacob Grimm hat „reichthum, vernunft und gedrängte(r) fuge" am Englischen gerühmt (n. v. See 1984, 244). Schließlich: Es eigne sich gut als erste Fremdsprache. Dem widerspricht jedoch der Erlanger Anglist Erwin Wolff, der das Englische von allen in Frage kommenden Fremdsprachen wegen fehlender Transferierbarkeit für die ungeeignetste erklärt. Ein Irrtum sei es auch, so U. Ammon (1985, 69), das Englische als Wissenschaftssprache für unproblematisch zu halten. Eine Befragung habe ergeben, dass nicht einmal deutsche Anglisten einen publikationsreifen englischen Wissenschaftstext herstellen könnten. Nichtsdestoweniger, der Siegeszug des Englischen scheint unaufhaltsam, obgleich nach einer 1999 veröffentlichten Befragung von 1037 Bundesbürgern 57% meinen, dass in Deutschland zu viele englische Wörter verwendet werden; in den neuen Bundesländern sind es nach FOCUS sogar 70%; und obwohl der „Verein zur Wahrung der deutschen Sprache" von Teilerfolgen bei den Werbeabteilungen verschiedener deutscher Unternehmen bei der Zurückdrängung des Englischen berichtet.

Im Unterschied zur Situation im 16. und 17. Jahrhundert regt sich unter den bildungstragenden Schichten in Deutschland kein Widerstand. Im Gegenteil, Linguisten wiegeln ab: es sei kein Sprachimperialismus zu fürchten. Deutsche Wissenschaftler, vor allem Naturwissenschaftler, Journalisten, Wirtschafts- und Finanzmanager wie Politiker wirken als Kollaborateure des angloamerikanischen Sprachimperialismus. In der Folge fließen englische Ausdrücke in die deutsche Sprache im Vergleich mit anderen europäischen Sprachen am wenigsten gehindert ein. Anders in Frankreich: Mitterand rief bereits vor Jahren alle frankophonen Länder „'zum Schulterschluss' gegen die amerikanische Übermacht auf" (P. Braselmann 1999, 7). Pompidou erklärte schon 1971: „Das Sprachproblem ist das wichtigste unserer Epoche." (a.a.O., 6) Die Diskussion um die Überfremdung durch das Englische nahm in Frankreich die Dimension einer nationalen Diskussion an und beschäftigt die ca. 2 000 französischen staatlichen, halbstaatlichen und privaten Sprachvereine und Terminologiekommissionen. Auslöser war eine Publikation von R. Etiemble „ Parlais-vous franglais?"

Das Franglais und – wie es vom „Verein zur Wahrung der deutschen Sprache" für unser Land bezeichnet wird – das Denglisch sind schon dabei, die europäischen Landessprachen in wichtigen Funktionen zu verdrängen.

Einfallsschneisen des Amerikanisch-Englischen ins Deutsche sind die Medien, Jugend und Mode, die Popkultur, vor allem die Popmusik, Sport und Tourismus, Computer und Internet, Werbung, Wirtschaft und Finanzwesen, Militär, Diplomatie und Politik, die Wissenschaft, neuerdings auch das Bildungswesen und die Hochschulen. Beim Bildungswesen meine ich nicht den Fremdsprachenunterricht, der ist selbstverständlich, sondern die Forderung nach Fachunterricht im Englischen an deutschen Schulen und Hochschulen, womit ein Verlust der Fachsprachlichkeit des Deutschen verbunden ist. Fachhochschulen dürfen sich in Deutschland zwar nicht Universitäten nennen, aber mit dem Segen der Hochschulrektorenkonferenz 'Universities for applied studies' und die Berufsakademien 'Universities for cooperative education' (n. H. Schiedermayer 1999, 3).

Die wohl wichtigste der bedrohten Funktionen ist die, als Wissenschaftssprache zu dienen. Die Herausbildung der europäischen Sprachen als Nationalsprachen konnte nur erfolgreich verlaufen, weil es in einem

langen, teils 3 Jahrhunderte währenden Prozess – das gilt für Deutschland –, gelang, das Latein als Wissenschaftssprache durch die Volkssprachen zu verdrängen. Dies war eine nicht nur hinreichende, sondern auch eine notwendige Bedingung für die Ausprägung von Nationalsprachen. Zugleich war es ein revolutionärer, für die Demokratieentwicklung notwendiger Prozess. Die im 18. und 19. Jahrhundert ausgebildete, im 20. weiterentwickelte deutsche Wissenschaftssprache droht nun im 21. Jahrhundert liquidiert zu werden. Was, muss am Ende des 20. Jahrhunderts gefragt werden, wird aus einer Sprache, der innerhalb weniger Jahrzehnte die Wissenschaftssprache genommen wird, der somit eine notwendige Bedingung ihrer Entstehung abhanden kommt? Kann sie dann weiter existieren? Auf welchem Niveau? Wie lange noch? Ich denke nicht, dass ich die Situation dramatisiere. In den Naturwissenschaften ist Englisch zur fast ausschließlichen Publikationssprache geworden (1985 erschienen schon 50% der aus Deutschland kommenden Veröffentlichungen in Englisch). Am weitesten sind die Chemiker gegangen. Noch in den 30er Jahren war Deutsch Pflichtfach für amerikanische Chemiestudenten. Vor wenigen Jahren hat die Gesellschaft Deutscher Chemiker beschlossen, in ihren beiden bedeutendsten Fachzeitschriften nur noch englischsprachige Artikel zuzulassen. Das ist ohne Zweifel eine politische Entscheidung und eine mit Folgen für die deutsche Wissenschaftssprache und darüber hinaus für den Status und die Funktion des Deutschen generell. Auch in der Medizin, teilweise in der Psychologie und in der Linguistik, ist die auf Kongressen erwartete Sprache Englisch, gilt Deutsch schon als „anstößig" (U. Pörksen, 1994, 30). Hubert Markl wird mit der Forderung zitiert: „Heute würde ich keine Originalarbeit, auf deren Inhalt ich großen Wert lege, anders als englisch publizieren, und jeder meiner Doktoranden muß und will sich mit englischen 'Papers' ausweisen." (a.a.O., 31) Hier vollzieht sich in kürzester Zeit ein nicht nur für die deutsche Sprache folgenreicher Prozess, der den Betroffenen, wie Harald Weinrich in einer Anhörung vor dem Deutschen Bundestag festgestellt hat, nicht einmal ein Schwellenbewusstsein wert ist.

2.3. Qualitätsverlust und Sprachmissbrauch

sind meist gemeint, wenn von 'Krise der Sprache', 'Sprachverfall', 'Sprachelend' oder 'Verlust der Sprachkultur' die Rede ist. Sie zeigen sich heute vor allem an Phänomenen wie: Missachtung sprachlicher Normen, 'Plastikwörtern' (U. Pörksen 1988), Internetsprache, LQI (eigentlich ein zu enger Begriff: die von Klemperer als LTI beschriebenen Sprachmanipulation und Sprachverrohung ist nämlich im internationalen Rahmen zu beobachten), wachsender Analphabetismus, Verlust der Lesefähigkeit (funktionaler Analphabetismus), Verfall der literarischen Kultur.

Dieser „Verlust der Sprachkultur" wird nicht nur in Deutschland festgestellt. Auch in anderen europäischen Ländern (Frankreich, Großbritannien, Schweden, Tschechien, Ungarn) wie auch in den USA wird dramatischer Sprachverfall diagnostiziert. Ein vergleichender Überblick liegt allerdings nicht vor (vgl. Cl. Hagège 1996; zur Situation in Frankreich: P. Braselmann 1999). Die Wertungskriterien für Sprachverfall sind zudem uneinheitlich, zuweilen gegensätzlich.

In historischer Perspektive ist eine „Krise der deutschen Sprache" immer wieder diagnostiziert und ironisch gefragt worden: Warum muss die deutsche Sprache immer wieder gerettet werden? Für das 16. Jahrhundert wird die krisenhafte Situation von Mitgliedern der Sprachgesellschaften, für das 17. und 18. Jahrhundert z.B. von Leibniz festgestellt. Am Beginn des 19. Jahrhunderts, das nach P. v. Polenz die „ höchste und seither nicht wieder erreichte Stufe der deutschen Hochspracheentwicklung" markiert, stellt der Spätaufklärer Jochmann kritisch fest, dass die deutsche Sprache noch weit entfernt sei von der Klarheit des Ausdrucks bei Berkeley, Locke oder Hume (1828, 63). Ähnliche Aussagen in Bezug auf das Französische kann man bei Goethe nachlesen. Also anhaltende Krise, die die deutsche Sprache, ihren Entwicklungszustand, selbst betrifft? Diese Annahme vertritt auch F. Bopp, der dazu eine Theorie liefert: Sprachen seien Naturkörper, die sich nach bestimmten Gesetzen bilden, ein inneres Lebensprinzip entwickeln und nach und nach absterben. Den Höhepunkt der Sprachentwicklung glaubte er wie auch J. Grimm längst überschritten. In romantischer Rückwärtsgewandtheit behauptete J. Grimm: „vor sechshundert jahren hat jeder gemeine bauer vollkommenheiten und feinheiten der deutschen sprache gewusst, d.h. täglich ausgeübt", die nun verloren wä-

ren. Schleiermachers zwei Perioden der Sprachgeschichte, 1. die ursprachliche Periode der Vollkommenheit und 2. die geschichtliche Periode ständigen Sprachverfalls (vgl. von See 1984, 247), spiegeln die gleiche Auffassung. Jochmann macht sich darüber, ohne Namen zu nennen, lustig, indem er von „ gelehrte(n) Forscher(n)" spricht, die „ in den Windeln der Sprache" suchen, „als hätte in ihnen irgendein sprachschöpferischer Dalai-Lama seine göttliche Nothdurft verrichtet" (1828, 253). Anfang des 20. Jahrhunderts äußert dann der von der Sprachkritik viel gescholtene Eduard Engel die Zuversicht, „ daß der Gipfel des Sprachgeschlampes und Stilgeschluders überschritten ist" (1912, 14).

Gegenwärtig scheint so zu sein, dass, wie Uwe Pörksen in einem Vortrag vor dem Mannheimer Institut für deutsche Sprache vermutet hat: „Unsere politische Sprache (ist) dem, was uns alltäglich an Nachrichten erreicht, längst nicht mehr gewachsen, weit hinter dem Geschehen zurückgeblieben (ist). ... Was die Industriekonzerne alltäglich anrichten, ist in den Kategorien der Kriminalität längst nicht mehr zu fassen. Sie sind zu idyllisch. Ein Topmanager der Atomindustrie ist so wenig ein Verbrecher wie ein Atommeiler ein 'Meiler', ein Entsorgungspark ein 'Park' ist. Welche politische Sprache wäre solchen Sachverhalten gewachsen?" Dieses Zurückgebliebensein hinter der neuen Wirklichkeit betrifft aber nicht nur die Sprache der Politik. Unsere Sprache, im Kernbereich bis zum 19. Jahrhundert entstanden, versagt zunehmend vor der Wirklichkeit des 20. Jahrhundert, auch in der Alltags- und in der Wissenschaftssprache. Die Klage von Leibniz, dass „sich aber einiger Abgang bey unserer Sprache in den Dingen (ereignet), so man weder sehen noch fühlen, sondern allein durch Betrachtung erreichen kann; als bey Ausdrückung der Gemüths-Bewegungen, auch der Tugenden und Laster; und Beschaffenheiten, so zur Sitten-Lehr und Regierungs-Kunst gehören; dann ferner bey denen noch mehr abgezogenen und abgefeimten Erkenntnissen, so die Liebhaber der Weisheit in ihrer Denk-Kunst, und in der allgemeinen Lehre von den Dingen unter dem Namen der Logik und Metaphysik auf die Bahn bringen" (1697, 10.452), ist durch die wortschöpfende Tätigkeit der deutschen Schriftsteller und Philosophen weithin (im Rahmen dessen, was in einer entwickelten Sprache überhaupt ausgedrückt werden kann) gegenstandslos geworden. Natürlich fehlt auch den deutschen Schriftstellern, wie Kurt Tucholskys Frage „Was machen die Blätter der Birke?" belegt, zuweilen

ein Wort, weil eben nicht alles, wofür unsere Sinne geschärft sind und was unsere Gefühle aufwühlt, lexikalisch belegt werden kann. Man denke auch an U. Ecos Aufforderung: „Man versuche nur einmal, den Unterschied zwischen dem Geruch des Eisenkrautes und dem des Rosmarins mit Worten zu beschreiben." (1994, 37) Aber die Schriftsteller können das Gemeinte, wenn sie denn sprachmächtig sind, durch Synonymeinkreisung (wie das bei Goethe und auch bei Thomas Mann zu beobachten ist) und durch Metaphern evozieren. Vor einem ernsthafteren Problem steht die Naturwissenschaft, z. B. die moderne Physik, deren Schwierigkeiten mit der Bezeichnung von Zeit und Raum, von Welle und/oder Korpuskel Heisenberg beschrieben hat: „Wir sind (daher) gezwungen, eine neue Sprache zu lernen, die der gewöhnlichen Sprache an vielen Stellen sehr fremd ist." Nötig sei das Verlassen des „unmittelbar sinnlichen erfahrbaren Bereich(s)" und des Raum(s) der aristotelischen Logik, „in dem sich unsere gewöhnliche Sprache gebildet hat und für den sie brauchbar ist." Und: „Eine neue Sprache bedeutet aber auch eine neue Art zu denken." (1961, 61) Goethe als Naturforscher hat dieses Problem bereits zu Anfang des 19. Jahrhunderts in genialer Weise vorausgesehen. In einem Gespräch mit Eckermann, 20. Juni 1831, sagt er: „Alle Sprachen sind aus naheliegenden menschlichen Bedürfnissen, menschlichen Beschäftigungen und allgemein menschlichen Empfindungen und Anschauungen entstanden. Wenn nun ein höherer Mensch über das geheime Wirken und Walten der Natur eine Ahnung und Einsicht gewinnt, so reicht seine ihm überlieferte Sprache nicht hin, um ein solches von menschlichen Dingen durchaus Fernliegendes auszudrücken. Es müßte ihm die Sprache der Geister zu Gebote stehen, um seinen eigentümlichen Wahrnehmungen zu genügen. Da dieses aber nicht so ist, so muß er bei seiner Anschauung ungewöhnlicher Naturverhältnisse stets nach menschlichen Ausdrücken greifen, wobei er denn fast überall zu kurz kommt, seinen Gegenstand herabzieht oder vernichtet." Als Dichter sieht er jedoch einen Ausweg: „Sobald von tieferen Verhältnissen die Rede sei, trete sogleich eine andere Sprache ein, die poetische."

Inzwischen scheint diese Differenz von sprachlichen Ausdrucksmöglichkeiten und Wirklichkeit den Alltag erreicht zu haben. Man kann sich nämlich fragen, ob die von U. Pörksen identifizierten, für die Sprache der Gegenwart typischen Plastikwörter das Ergebnis von Manipulation oder

nicht doch auch ein Versuch sind, der Komplexität einer immer unübersichtlicher werdenden Welt durch Reduktion auf austauschbare Lego-Wörter zu entgehen. U. Pörksen beobachtet eine Mathematisierung und Technologisierung der Umgangssprache, die einher geht mit einer enormen Reduktion des Lexikons auf einen Basiswortschatz von etwa 40 bis 50 Elementen, die er 'Plastikwörter' nennt. Das sind Wörter, die aus der Wissenschaftssprache kommen, wie z.B. das Wort 'Information', dort ihre Konnotationen verloren haben, mit der gewonnenen Abstraktheit wieder in die Alltagssprache transportiert werden, hier aber ihre exakte Begrifflichkeit verlieren, damit in allen möglichen Kontexten eingesetzt werden können, viel bedeuten und nichts mehr besagen. Mit Hilfe von Phrasendreschmaschinen, die es mittlerweile in verschiedenen Sprachen gibt, lassen sich aus diesen 40 bis 50 Stereotypen leicht etwa 8 000 bedeutungsvoll klingende Phrasen erzeugen. Diesen Prozess beschreibt Pörksen als einen der Entfremdung der Sprachnutzer von ihrer Sprache, denn die Plastikwörter nehmen den Sprechern oder Schreibern die Definitionsmacht. Sie sind in ihrer bedeutenden Inhaltslosigkeit vorgeprägt. Seine Schlussfolgerung: „Nachdem der Nationalstaat die Sprachen in seinem Territorium vereinheitlicht und standardisiert hat, werden sie nunmehr mit Hilfe eines kleinen Codes global gestanzt." (1988, 43). Die noch bestehenden Nationalsprachen werden „auf ein kleines internationales Vokabular" (17) reduziert. Bourdieu spricht in einem ähnlichen Zusammenhang von „Begriffen, die nach nichts aussehen, die aber eine ganze Philosophie im Schlepptau führen, eine ganze Weltsicht, welche Fatalismus und Schicksalsergebenheit erzeugt." (1998, 65) Auch wenn ein sprachplanerische Gesamtkonzept zur Manipulation durch „konnotative Stereotype" nicht anzunehmen ist, an ihrer Wirksamkeit im Rahmen der sprachlichen Verschleierung der globalen Interessen oligarcher Gruppierungen kann kein Zweifel bestehen.

Betrachtet man sich dann den Text in der Chat-Sprache des Internets (vgl. die Rückseite des verteilten Papiers), der mir nicht völlig untypisch zu sein scheint, dann springt die gleiche Tendenz, die Reduktion der Sprache auf Formeln, geradezu ins Auge. Man kann die Existenz einer Internet-Sprache leugnen. Man kann in ihr Tendenzen einer Vermündlichung der Schriftsprache, ihrer Onomatopoesierung erkennen, obgleich denen bereits Humboldt eine „gewisse Rohheit" zugeschrieben hat, man

kann eine Verenglischung, die Entwertung der Norm, die Enthemmung der Sitten und den Gestus der Lässigkeit entdecken und sie in die Liste der Sondersprachen aufnehmen. Für mich verliert das, was sich hier als Sprache darstellt, nicht nur alles, was ihre Form und ihre Norm ausmacht, sondern auch ihre wesentlichen Funktionen der Darstellung und des Ausdrucks. Übrig bleibt so etwas wie Kontaktkommunikation, ausgeführt mit sprachlichen Relikten in einem technischen Medium.

Am Schluss dieses Abschnitts steht die ratlose Frage, wie dieser Qualitätsverlust von Sprache bei einer Population erklärt werden kann, von der in empirischen Untersuchungen Daten erhoben werden, die nahelegen, dass sie immer klüger wird. So wurde ermittelt, dass der Anteil von Kindern mit mindestens gymnasial ausgebildeten Eltern bei den Geburtsjahrgängen von 1920 bis 1969 um 36% gewachsen ist. Intelligenzuntersuchungen in 14 Ländern weisen eine Zunahme des IQ zwischen 1950 bis 1980 um 5–25 Punkte aus.

These 3.
Besonderheit der Sprachkrise in Deutschland

Die Mehrzahl der übernational zu beobachtenden Verluste sind auch an der deutschen Sprache und am Sprachgebrauch in Deutschland festzustellen. Hinzu kommen nationale Spezifika.

3.1. Die wichtigste Besonderheit des Sprachelends in Deutschland besteht im Sprachbewusstsein der Deutschen, in der Einstellung der Deutschen zu ihrer Sprache.

Die kann im Vergleich zu anderen Nationen, etwa zur französischen, nur charakterisiert werden als Un- oder Unterentwickeltheit dessen, was man (in Anlehnung an F. Kainz) 'sprachliches Gewissen' nennen kann.

Die Einstellung der Mehrheit der Deutschen zur deutschen Sprache ist getragen von Gleichgültigkeit. Das Positivste, was man von ihr sagen kann, wäre, sie instrumentell zu nennen. Es ist nicht unzutreffend, das Sprachbewusstsein der Deutschen in einer Umkehrung der humboldtschen

Charakterisierung eines wünschenswerten Verhältnisses zwischen den Nationen als „gewaltsam, gleichgültig und unzart" zu beschreiben. Schlampige Formulierungsweisen, lässiger Umgang mit grammatischen Normen, völliges Fehlen, sogar Ablehnung ästhetischer Wertungskriterien, prestigesüchtiger Fremdwortgebrauch usw. usf. ergeben sich auch aus dieser Einstellung, die inzwischen die bildungstragenden Schichten ergreift. Sie ist zugleich Phänomen und Ursache für Sprachverfall.

Bei der Begründung dieser These gibt es jedoch ein methodisches Problem. Untersuchungen zum psychischen Habitus von Nationen in der Nachfolge von Humboldt, Steinthal und Lazarus enden oft bei Wundt. (1977 sind zwar Texte von Lazarus, Steinthal und Wundt neu herausgegeben worden, eine wissenschaftliche Konsequenz scheint das aber nicht gehabt zu haben.) Das Faktum nationaler Identität, Wundt sieht es in der „Sprache", im „Mythus" und in der „Sitte" begründet, wird gemeinhin nicht bestritten. Ebenso wenig steht in Zweifel, dass Sprachgebrauch etwas mit Gesittung und mit Gewissen zu tun hat, mit der „Entscheidungsinstanz" also, die „unter bezug auf die positiven sittlichen Verpflichtungen und Normen Urteile zu fällen bzw. Normabweichungen zu erleben" ermöglicht (G. Clauß u.a. 1976, 206). Aber diese Zusammenhänge werden nicht untersucht. So fehlen, obgleich es eine Fülle von gleichlautenden Aussagen anerkannter Autoritäten in Sachen Sprache und Stil der Deutschen gibt, wissenschaftliche Untersuchungen völlig. Zwar kann das Sprachbewusstsein früherer Generationen empirisch nicht mehr erhoben werden, aber es wäre aus vorliegenden sprachlichen Leistungen erschließbar. „Mit der einzigen Ausnahme des Kapitels 'Über Schriftstellerei und Stil' in Schopenhauers Parerga und Paralipomena" , urteilt Eduard Engel, „besitzen wir nichts Zusammenhängendes über unseren Gegenstand" (1912, 7). A. Bremerich-Vos spricht noch 1991 in einem ähnlichen Zusammenhang von einer „Rhetorik-Abstinenz der Linguistik" (4). Immerhin stellt Norbert Elias in seinen „Studien über die Deutschen" einen Zusammenhang zwischen dem „Staatsbildungsprozess" und der „deutsche(n) Habitusentwicklung" (15) her. Gegenüber „anderen europäischen Gesellschaften" habe es „viel mehr Brüche und entsprechende Diskontinuitäten" gegeben. Es sei „von einschneidender Bedeutung für die Entwicklung des bürgerlichen deutschen Habitus" gewesen, dass die Pläne zur Einheit Deutschlands in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts schei-

terten (22). Auch Goethe erklärt die Gebrochenheit des Verhältnisses der Deutschen zu ihrer Sprache historisch: „Deutschland, so lange von auswärtigen Völkern überschwemmt, von andern Nationen durchdrungen, in gelehrten und diplomatischen Verhandlungen an fremde Sprachen gewiesen, konnte seine eigne unmöglich ausbilden." (Dichtung und Wahrheit, 281) Derlei Urteile findet man von Leibniz bis Jochmann.

Um Spezifischeres zu sagen, müssen wir uns an die Urteile von Experten und an sprachliche Leistungen gegenwärtiger Sprachnutzer halten, bleiben aber damit notwendig auf der Ebene des Autoritätsbeweises und des Anekdotischen. Ein Vergleich sprachlicher Leistungen aus der Vergangenheit und der Gegenwart sowie deutscher und ausländischer Schreiber wäre möglich (Texte liegen in Massen vor), ist aber nicht durchgeführt.

Die Urteile über die stilistischen Fähigkeiten der Deutschen sind so zahlreich, dass stellvertretend nur wenige zitiert werden können.

Leibniz: „... also daß es denen Teutschen nicht am Vermögen, sondern am Willen gefehlet, ihre Sprache durchgehends zu erheben." (1697, 453)

Herder: „Wie wenig der Deutsche Deutsch kann, liegt am Tage; nicht der Bauer, nicht der Handwerker allein reden größtentheils, zumal wenn sie sich gut ausdrücken wollen, ein verworrenes, abscheuliches, verruchtes Deutsch, sondern je höher hinauf, da geht's desto schlechter, bis man auf der Spitze des Bergs sich des Deutschen, das man nur mit Dienstboten und Kammerjungfern spricht, gar schämt." (Werke, Bd. 30, 240) Und in den „ Briefe(n), den Charakter der deutschen Sprache betreffend": „Keine Nation als die unsrige hat ein stehendes Heer von Schriftstellern, die, mit stolzer Verachtung aller Brauchbarkeit im Dienste des gemeinen Wesens, von Maculatur leben."

G. A. Bürger: „Mir ist aus der ganzen Literaturgeschichte kein Volk bekannt, welches im ganzen so schlecht mit seiner Sprache umgegangen wäre, welches so nachlässig, so unbekümmert um Richtigkeit und Schönheit, ja welches so liederlich geschrieben hätte, als bisher unser deutsches Volk." (in: E. Engel 1912, 9)

Jochmann sieht einen Zusammenhang zur Qualität der deutschen Sprache, der er drei „eigenthümliche Mängel" attestiert: Unbestimmtheit, Unverständlichkeit und Härte.

Schopenhauer urteilt in Bezug auf die deutsche Sprache ähnlich, nennt den wahren Nationalcharakter der Deutschen „Schwerfälligkeit": in der

Sprache, im Reden, Erzählen, Verstehen und Denken, ganz besonders aber in „ihrem Stil im Schreiben", lastet aber die Mängel weniger der Sprache als den Deutschen an: „Eine solche Sprache auf das Muthwilligste und Hirnloseste misshandeln und dilapidieren zu sehn, von unwissenden Sudlern, Lohnschreibern, Buchhändlersöldlingen, Zeitungsberichtern und dem ganzen Gelichter des Federviehs, ist mehr, als ich schweigend ertragen konnte und durfte." („Eristische Dialektik") Er hat für das Sprachelend auch eine Erklärung: „Der ganze Jammer der heutigen Literatur in und außer Deutschland hat zur Wurzel das Geldverdienen durch Bücherschreiben." („Parerga und Paralipomena")

So klingt es durch die Jahrhunderte und kann nachgelesen werden bei Nietzsche, Mauthner, Kraus, Tucholsky und anderen.

Heinrich Treitschke: „Dem Durchschnitt des lebenden Geschlechts gebricht das Sprachgefühl so gänzlich wie keiner anderen Generation seit Lessings Tagen."

Das Bedenkliche ist: Auch Ausländer äußern sich in diesem Sinn.

A. Tschechow: „Die Deutschen haben entweder den Geschmack verloren, oder sie haben nie welchen besessen."

In Assoziationstests soll übrigens einwandfrei nachgewiesen worden sein, dass auf das Reizwort „Stil" den Franzosen und Engländern die Ergänzung „Blumen" einfällt, den meisten Deutschen aber „Besen" .

Friedrich Engels, in vielen Sprachen zu Hause, hat diesen Unterschied zwischen den Nationen in einem Brief an Joseph Bloch in Königsberg, 21. 9. 1890, drastisch beschrieben: „Der deutsche Kaufmann macht sich eine Ehre daraus, seine Deutschheit wegzuwerfen und ein kompletter Yankeeaffe zu werden." und: „Dieses Zwittergeschöpf ist glücklich, wenn man ihm den Deutschen nicht mehr anmerkt, spricht englisch mit seinen Landsleuten."

Das hat auch Cl. Hagège beobachtet: „ daß das Deutsche, mehr als jede andere europäische Sprache, stark mit Anleihen aus dem Angloamerikanischen durchsetzt ist." (76)

Günther Grass sucht nach einer positiven Erklärung: „Vielleicht ist solches Fremdeln der Preis für die kulturelle Vielfalt des gesamten Landes." („Rede vom Verlust", 1992, 49)

In der Gegenwart hat sich nichts gebessert, die gewachsene Bildung hat in Bezug auf das Sprachbewusstsein der Deutschen nichts bewirkt. Dieser

Schluss muss gezogen werden, betrachtet man sich z.B. die Sprache der Medien:

(1) Überfremdung der Werbung für deutsche Konsumenten mit englischen Ausdrücken kann doch nur bedeuten, dass deutsche Käufer mit Englisch eher anzusprechen sind als mit Deutsch. Auf Beispiele kann ich verzichten.

(2) Bewusster Verstoß gegen grammatische Normen („Das König (der Biere)", „Das kann Sie helfen", „Heute koche ich Sie mein Lieblingsessen") in der Werbung, die viel Geld kostet, kann doch nur bedeuten, dass damit gerechnet wird, dass die deutschen Konsumenten Normverstöße als nicht anstößig wahrnehmen.

(3) Wenn ein Journalist in einer Radiosendung den Satz „Brecht war eingetroffen, aber nicht angekommen." einen „absoluten Nullsatz" nennt, dann kann daraus nur geschlossen werden, dass er als Vertreter einer sprachprägenden Zunft von der deutschen Sprache nichts versteht.

Die Einstellung der Deutschen zu ihrer Sprache zeigt sich aber auch in ihrer Einstellung zu ihren Dichtern. Während Pompidou auf die Forderung, Sartre wegen seines politischen Engagements zu bestrafen, mit den Worten reagiert: „Man verhaftet keinen Voltaire.", nennt Erhard deutsche Schriftsteller „Pinscher" und J. Strauß „Schmeißfliegen". Wie deutsche Schriftsteller auf dem unseligen 11. Plenum des ZK der SED bezeichnet wurden, muss ich nicht wiederholen. Die neueren Beispiele, die Angriffe auf Christa Wolf, Stefan Hermlin und auf Günter Grass, stehen den früheren Diffamierungen nicht nach. Die Beispiele ließen sich leider fortsetzen.

Allerdings muss auch festgestellt werden, dass die Diffamierung von Schriftstellern keine deutsche Spezialität ist. (McCarthy in den USA; Babel, Solshenizyn in der SU; Szczypiorski in Polen; S. Rushdie im Iran; die PEN-Institution „Writers in Prison" könnte wahrscheinlich lange Listen beisteuern).

Als weitere nationale Spezifika können gelten:

3.2. eine über Jahrhunderte vererbte Schwäche im schriftlichen Formulieren;

Hier kann die Liste von Expertenurteilen fortgesetzt werden.

Leibniz: „Wir schreiben gemeiniglich solche bücher, darinnen nichts als zusammen gestoppelte abschrifften aus andern sprachen genommen" (807) „ ... wir nicht durch unzeitigen eifer verbländet und beyder Nationen thun kundig, gestehen muß, was offt bey uns vor wohl geschrieben geachtet wird, sey ins gemein kaum dem zu vergleichen so in Frankreich auf der untersten Staffel stehet..." (1679, 815)

Goethe: „ Je näher sie sich gewissen philosophischen Schulen hingegeben, desto schlechter schreiben sie. ... Die Engländer schreiben in der Regel alle gut, als geborene Redner und als praktische, auf das Reale gerichtete Menschen. Die Franzosen verleugnen ihren allgemeinen Charakter auch in ihrem Stil nicht. Sie sind geselliger Natur und vergessen als solche nie das Publikum, zu dem sie reden; sie bemühen sich, klar zu sein, um ihren Leser zu überzeugen, und anmutig, um ihm zu gefallen." (Gespräche mit Eckermann, 14.4.1824)

Von *J. Grimm* ist bekannt, dass er erwog, Fichtes „Reden an die deutsche Nation" ins Deutsche zu übersetzen. Bekannt sind auch die vernichtenden Stilanalysen eines Briefes Friedrich Wilhelm des IV. von Karl Marx wie auch F. Engels' Urteil über das „schülerhaft unbeholfene, stets um den Ausdruck verlegene Deutsch des Reichsministeriums" .

Schopenhauer wird wiederum drastisch: „Da schmieren sie, wie bezahlte Lohnlakaien, hastig hin, was sie zu sagen haben, in den Ausdrücken, die ihnen eben ins ungewaschene Maul kommen, ohne Stil, ja ohne Grammatik und Logik." (zit. n. L. Reiners 1991, 175)

Und *F. Nietzsche* urteilt, das „ Schlecht-schreiben" sei „nationales Vorrecht" der Deutschen. In seiner Begründung nimmt er Ergebnisse der Schreibprozessforschung des 20. Jahrhunderts gleichsam vorweg: „Keines der jetzigen Kulturvölker hat eine so schlechte Prosa wie das deutsche. ... Sucht man nach Gründen, so kommt man zuletzt zu dem seltsamen Ergebnis, daß der Deutsche nur die improvisierte Prosa kennt und von einer anderen gar keinen Begriff hat. ... an einer Seite Prosa wie an einer Bild-

säule arbeiten? – es ist ihm, als ob man ihm etwas aus dem Fabelland vorerzählte." (zit. n. Wilhelm Schneider: „Ehrfurcht vor dem deutschen Wort", 1938, 282f.)

Auch zum Schreiben äußern sich Ausländer in der gleichen Weise:

G. Eliot: „Es trifft zu, daß der Deutsche in den seltensten Fällen gut schreibt, sein Thema gut darstellt oder es knapp abzuhandeln versteht." (In: „Der Deutsche an sich", 84)

Zusammenfassend urteilt *E. Engel:* „Unter allen schreibenden Kulturvölkern sind die Deutschen das Volk mit der schlechtesten Prosa." (1912, 9)

3.3. das aus der Geschichte erklärbare Unvermögen im rhetorischen Reden, vor allem in der Sphäre des Politischen (Demokratiethese des Redens);

Zu dieser These will ich nur einige Fragen formulieren, vor allem aus der Perspektive der Schule.

(1) In der Rhetorik wird ein Zusammenhang zwischen der Redekunst und der politischen Verfasstheit eines Landes hergestellt: „Herrscht das Volk, regiert die Rede; herrscht Despotismus, dann regiert der Trommelwirbel." (Walter Jens) Sehr deutlich hat sich dazu wiederum Jochmann geäußert (vgl. 1828, 221–224). Aus der Geschichte Deutschlands, die keine oder nur sehr kurze Phasen der Demokratie kennt, läßt sich mit dieser These die jammervolle Geschichte der Rhetorik und des politischen Redens in Deutschland geradezu zwingend ableiten. 1920 äußert Thomas Mann, daß „in keinem Lande der Welt ... bei repräsentativer Gelegenheit ein solches Sprachelend möglich (wäre)". Nun glauben viele, dass dieser grundsätzliche Mangel in der Bundesrepublik behoben, ein Aufschwung in der Redekunst möglich sei, wenngleich der Redepraxis in Deutschland die Tradition fehle. Ich halte diesen Schluss für voreilig. In der parlamentarischen Demokratie herrscht in den wesentlichen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens (Wirtschaft, Militär, Bürokratie, Medien, Finanzen) eben immer noch keine Demokratie, „herrscht" nicht „das Volk", sondern es herrschen Oligarchien. Was folgt daraus für die Möglichkeit einer

(nachholenden) Entwicklung der Redekultur in Deutschland und für die lebensweltliche Legitimation des Erlernens des Redens in der Schule ?

(2) Neben die Demokratiethese müsste gleichberechtigt eine Wahrheitsthese gestellt werden. In der antiken Rhetorik war das nicht notwendig, denn das Streben nach Wahrheit in der Rede war selbstverständlich, anders wäre der Zusammenhang von Rhetorik und Logik nicht zu erklären. Dieses Wahrheitsgebot gilt aber heuzutage nicht mehr in dieser Weise. Zwar wird in der modernen Kommunikationstheorie eine Maxime der Aufrichtigkeit formuliert und ein Streben nach Wahrheit in der Kommunikation damit unterstellt, poststrukturelle Theorien aber ziehen Wahrheit und Erkenntnis generell in Zweifel, und die weitgehend manipulative Redepraxis der kapitalistischen Gesellschaft degradiert diese Maxime zu einer Utopie. Was folgt aus der gegenwärtigen Zerstörung/dem Aufgeben des Erkenntnis- und Wahrheitsanspruchs in einflussreichen Theorien für die Redepraxis und die Schule?

(3) Rhetorisches Reden wird auch mit einer Gebrauchswertthese erklärt. Wohin führt es aber, wenn die Rede von Zwecken dominiert wird? Welche Folgen ergeben sich aus dem „instrumentellen" und „strategischen" Reden für die Redekultur eines Landes und für einen Unterricht, der sich eben die Befähigung zum Reden zum Ziel setzt?

(4) Die genannten müssten schließlich durch eine Toleranzthese ergänzt werden. Obgleich Toleranz als eine Voraussetzung für Reden immer genannt wird, ist eine solche These noch nicht formuliert. Sie würde mit der Demokratiethese korrespondieren, sich aber nicht auf die gesellschaftlichen Bedingungen beziehen, sondern auf die Beziehungen der Partner in der konkreten Kommunikationssituation. „Die Gnadenlosigkeit der Politik macht die Demokratie kaputt" hat R. Höppner geklagt, Friedrich Schorlemmer hat von „eisige(n) Zeiten" gesprochen. Was folgt, wenn beide recht haben, und ich zweifle nicht daran, dass sie recht haben, daraus für die Redekultur eines Landes und die Erziehung zur Rede in der Schule?

3.4. die Kaspar-Hauser-Situation der deutschen Sprache (der politische Rückzug der Linguistik und die Passivität der 'Sprachkritik' in Deutschland).

Mit Kaspar-Hauser-Situation bezeichne ich die Situation des Verlassenseins und der Vernachlässigung der deutschen Sprache durch diejenigen, die für sie vor allen anderen Verantwortung zu übernehmen hätten.

Zwei Problemkreise scheinen mir in diesem Zusammenhang der Diskussion wert:

1. die Erörterung der Ursachen für den selten unterbrochenen, noch immer fortwährenden Rückzug der deutschen Sprachwissenschaft und Sprachkritik aus allen Versuchen, aktiv auf die Entwicklung der deutschen Sprache oder auf das Sprachbewusstsein der Deutschen einzuwirken;
2. die kritische Prüfung der pessimistischen Annahme, dass alle Versuche, auf Sprachentwicklungen einzuwirken, immer wirkungslos geblieben wären und bleiben müssten.

Zu 1. Für den Rückzug der Linguistik und der Sprachkritik aus der aktiven Sprachpolitik in Deutschland werden unterschiedliche Begründungen angeführt.

Will man ihn nicht nur als individuelles Verschulden, als Feigheit oder Bequemlichkeit werten oder, mit Pierre Bourdieu gesprochen, als „Sprachlosigkeit der Intellektuellen", muss man nach historischen Gegebenheiten und auch nach Theorien suchen, die diese Haltung bewirkt haben können.

(1) Von größter Tragweite war sicher der methodologische Paradigmenwechsel am Anfang des 19. Jahrhunderts: die Ablehnung des dilettantischen Umgangs mit der deutschen Sprache und Literatur, die Annäherung der germanistischen Forschung an die exakten Methoden der naturwissenschaftlichen Forschung, die Ausbildung einer philologischen Identität. Ohne sie wäre die Entwicklung der Germanistik im 19. und 20. Jahrhundert nicht denkbar gewesen.

Zugleich muss jedoch auch festgehalten werden, dass die mit der Fetischisierung des Wissenschaftsanspruchs verbundene unreflektierte Konzentra-

tion auf fachinterne Probleme und Methoden das Fach einerseits zur Entpolitisierung getrieben und andererseits nicht vor falscher Politisierung geschützt hat (vgl. J. Habermas 1998, 38). Der Versuch des Faches, das die nationale Sprache und Literatur zum Gegenstand hat, sich ohne jede engere Bindung zur gesellschaftlichen und politischen Öffentlichkeit des eigenen Landes zu profilieren, sondern sich von ihr abzuschirmen, hat das Fach, so die bestürzende Konsequenz, die J. Habermas formuliert, für nationale Mythen anfällig gemacht, und es hat eine wissenschaftlich fundierte Sprachpolitik auf breiter Grundlage verhindert.

(2) Hermann Paul führt (in seiner Akademierede 1897: „Die Bedeutung der deutschen Philologie für das Leben der Gegenwart") das Verfehlen des Beitrags zur Sprachentwicklung durch die deutsche Germanistik darauf zurück, „daß sie in ihren Anfängen ganz von der Gegenwart ab und der Vergangenheit zugewendet war." (zit. n. von See 1984, 251)

Uwe Pörksen nennt die mit dem Namen Jakob Grimms verbundene Historisierung den „romantischen Knick" in der Geschichte der deutschen Sprachwissenschaft. Nach national engagierten, aber romantischen und unpolitischen und nicht wiederholten Anfängen (zu erinnern ist an die Germanistenversammlung in Frankfurt/Main 1846, vgl. J. Habermas, 1998) erfolgte der (Sünden)Fall der deutschen Sprachwissenschaft ins Unpolitische. Theoretisch wurde der fehlende politische Elan gestützt durch das sogenannte Organismuskonzept von Sprache, das bereits bei Herder und anderen vorgeprägt ist. Wilhelm Grimm beschwört in Frankfurt die deutsche Sprache als einen Baum: „... die Blätter fielen von den Ästen ... Am Anfang des 18. Jahrhunderts hing noch trübes Gewölk über dem alten Baum, dessen Lebenskraft zu schwinden schien. ... (Erst) der Stab, mit dem (Goethe) an den Felsen schlug, ließ eine frische Quelle über die dürren Driften strömen; sie begannen wieder zu ergrünen und die Frühlingsblumen der Dichtung zeigten sich aufs Neue." (a.a.O., 20f.) Die organische Auffassung von Sprache legte eine naturschützerische Haltung nahe. Keine Eingriffe, oder nur behutsame! J. Habermas resümiert in Bezug auf sein Thema, die Entstehung der deutschen Nation: „ Wenn aber die Nation als Gewächs imaginiert wird, verliert das nationale Projekt der Einigung

den konstruktiven Charakter der Herstellung einer modernen Nation von Staatsbürgern." (1998, 21) Ich denke, seine Wertung kann voll auf die Sprachentwicklung übertragen werden.

(3) Um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert legitimiert de Saussure die Kluft zur Sprachpraxis theoretisch mit der Begründung der strukturalistischen Linguistik und Chomsky vertieft sie mit der Zuwendung zur Universalienforschung.

Dieser Bruch geht inzwischen so weit, dass sich die Linguistik gar von ihrem ursprünglichen Gegenstand, den Einzelsprachen, selbst entfernt. Das hat zur erstaunlichen Konsequenz, dass nicht nur die Sprachverwendung aus linguistischen Betrachtungen ausgeschlossen wird, sondern dass auch die konkreten Einzelsprachen in ihrer jeweiligen spezifischen Struktur und mit ihnen die Sprache überhaupt als Gegenstand aus der Linguistik verschwindet, so etwa in den sensationistischen Konstruktionen von Pinker (1994/1996).

(4) Auf ganz andere Art könnte die Angewandte Linguistik zur Reduzierung des Engagements der Sprachkritik beigetragen haben.

Man kann sich die Frage stellen, ob der Werkzeug-Topos, die als Intentionsrealisierung beschriebene Kommunikation und die aus beiden Vorstellungen folgende instrumentelle Einstellung zur Sprache nicht den Gedanken nahe legt, dass sprachliche Kommunikation, da in jeder Sprache möglich, nicht auch mit jeder beliebigen Sprache, folglich auch mit einer unter Ausschluss aller anderen, nicht nur möglich, sondern für die Zwecke der Verständigung auch ausreichend sein könnte, so dass die Verteidigung einer einzelnen Sprache und auch der Existenz vieler Sprachen sich theoretisch nicht rechtfertigen ließe. Für die Varietätenforschung schließlich mit der Aufwertung und Gleichwertung aller Varietäten unter einem funktionalen Aspekt und damit der Relativierung des Wertes der Standardsprache liegt die Bedrohung des Standards durch Assimilationsprozesse außerhalb der Reichweite ihrer Forschungsinteressen.

(5) Auf Seiten der Sprachkritik muss festgestellt werden, dass sie die Aufgaben, die sie sich selbst gestellt hat, fortwährend zurückgenommen hat.

Ein Nachweis des Zusammenhangs von Politik, Ökonomie und Sprachwandel wird von der etablierten Sprachkritik in Deutschland nicht geführt und auch nicht angestrebt. Eine auf Prinzipielles gerichtete Reflexion des „Verfalls der Sprachkultur" findet, von wenigen Ausnahmen abgesehen, nicht statt. Die mit der Sache befasste Wissenschaft (als solche versteht sich die Sprachkritik immerhin) ist folglich nicht in der Lage, die ganze Dimension des gegenwärtigen Sprachwandels wahrzunehmen, weil sie sowohl in Bezug auf die Phänomene, die sie betrachtet, als auch in Bezug auf die Ursachen, die sie namhaft macht, zu kurz greift. Als illegitimes Kind der Linguistik ist die 'Sprachkritik' bemüht, sich der strengen Mutter, wenn schon nicht ebenbürtig, so doch würdig zu erweisen, sich mit Hilfe von empirischen und statistischen Methoden als exakt und begründet darzustellen. Die Folge ist eine Verengung des Blickwinkels aus methodischen Gründen. Dargestellt werden unter national borniertem Aspekt vor allem Veränderungen im Wortschatz der Allgemeinsprache und verschiedener Gruppensprachen (so die Wissenschaftssprache, Erscheinungen der Sprachmanipulation oder das Purismusproblem), des Weiteren die Normproblematik und die Geschichte der Sprachkritik. Kommt Generelleres in den Blick, wie z.B. Stilistisches, wird das Referat vorliegender Ansätze mit rückversichernden Abwertungen verbunden (s.u.). „In der Sprachwissenschaft", so referiert Schiewe zustimmend, „wird mehrheitlich dafür plädiert, die Fremdwortfrage ad acta zu legen." (a.a.O., Anm. 8 zu Kap. VII, 303) Sie ist für ihn „kein zentrales Thema ... mehr". Was übrig bleibt, sind „Anlässe für eine Sprachkritik, die sich auf der Wortebene bewegt." (a.a.O., 255) Und so begräbt er alle darüber hinaus gehenden Aktivitäten und schiebt den schwarzen Peter, wie das üblich geworden ist, der Schule mit dem Urteil zu: „In einer Zeit vielfältiger Bildungsmöglichkeiten bedarf es offenbar keiner kompensatorischen 'Sprachaufklärung' mehr." (Ebd.) Und: „Der beste Weg führt über die Schulen, über die Schaffung eines kritischen Sprachbewusstseins in den Jugendlichen." (a.a.O., 285).

Ich kann hier nur eine Haltung erkennen, die mit Karl Marx als

Rückzug auf den Standpunkt des „Privatpöbels" bezeichnet werden muss. Es ist auch kein Wunder, dass der Sprachkritik die ständige Selbstbeschneidung nicht hilft. Uwe Pörksen klagt, vor allem an die Adresse der etablierten Linguistik gerichtet: „Die Sprachkritik hat bei uns keinen hohen Stellenwert." (1994, 175)

(6) Der Rückzug der Sprachkritik zeigt sich auch terminologisch.

Hinter Termini verbergen sich Theorien und Haltungen. Für die Beschäftigung mit Sprache und Sprachverwendung unter einem aktiven, auf Einflussnahme orientierten Gesichtspunkt, wurden die Bezeichnungen 'Sprachkultur', 'Sprachkritik', 'Sprachpflege', 'Sprachlenkung', 'Sprachpolitik', 'Sprachregelung', 'Sprachplanung', 'Sprachreinigung' und 'Sprachbewahrung' verwendet.

In der DDR war anfangs von 'Sprachpflege', zunehmend aber von 'Sprachkultur' die Rede. Zum Thema 'Sprachkultur' und zur Verantwortung der gesamten Gesellschaft für sie fanden Konferenzen statt. Noch 1997 führte der „Verein zur Förderung sprachwissenschaftlicher Studien e.V.", gegründet von Sprachwissenschaftlern aus der DDR, eine Tagung an der Humboldt-Universität durch, die sich dem Thema 'Sprachkultur' verschrieben hatte, übrigens nicht nur auf Deutschland bezogen, sondern auch andere europäische Länder einbeziehend. Hier ging es um mehr als um 'Sprachkritik'. Im Grunde wurde hier eine Tradition fortgesetzt, die mit den Thesen zur Sprachkultur der Prager Linguistik, 1932, begründet worden ist und in der drei Aufgaben formuliert worden sind: Aufgaben für die Linguistik, für die Schule und für die schriftstellerische Praxis. Dieser Anspruch aber ist in der BRD zurückgenommen worden. Die Zurücknahme wird in dem Terminus 'Sprachkritik', der sich inzwischen durchsetzt hat, deutlich. Vertreter entschiedenerer Einflussnahmen auf den Sprachgebrauch haben sich inzwischen in dem 1997 gegründeten „Verein zur Wahrung der deutschen Sprache e.V. Bürger für die Erhaltung der sprachlichen und kulturellen Vielfalt Europas" versammelt.

(7) Ein Zeichen für die behauptete Zurücknahme des Anspruchs ist das schlechte Gewissen der 'Sprachkritiker', das sich in teils rüden Aus-

fällen gegen diejenigen kundtut, die sich aktiver Sprachpolitik weiterhin verpflichtet fühlen;

Kritiker der Kritik neigen dazu, die Kritiker oder Mahner als Vertreter kulturpessimistischer Auffassungen zu diskreditieren, die ein Phantom beschwören, und von einem Altherren-Topos (H. Sitta) zu sprechen. So kann man in dem in vielem repräsentativen Buch von Jürgen Schiewe (1998) lesen: „Wer davon spricht, daß die Sprache verfällt oder zu verfallen droht, bewegt sich in einem Rahmen von Urteilen, die sich großer Beliebtheit erfreuen. Früher, so lautet diese Art des Urteilens, war alles besser: die Sitten, das Betragen, die Mode, die Schule, die Bildung, ja: auch die Sprache." (252/253). So einfach kann man es sich machen, wenn man unter der Fahne der wissenschaftlich begründeten Methodik jeder Art von praktischer Einflussnahme abschwört und den eigenen Rückzug zu legitimieren sucht. Den Vogel schießt wohl H.-J. Heringer ab. Die eigene Sprach- und Hilflosigkeit sucht er mit Diffamierung zu übertönen. In Bezug auf das sprachkritische Wirken von Karl Kraus äußert er: „Wir brauchen solche autoritären und elitären Säcke in einer demokratischen Gesellschaft nicht die Bohne – wenngleich wir genug davon haben." (zit. n. Schiewe 1998, 284). Sprachlicher Niedergang als demokratisches Recht, vertreten von einem Linguisten! Die national bornierte Geringschätzung sprachpolitischer Aktivitäten zeigt sich besonders deutlich am Urteil über die französische Sprachpolitik. Die Academie francaise sei eine Laienorganisation, kann man lesen, ihre Sprachpolitik sei unwissenschaftlich, habe keine linguistisch begründete Theorie, sei konzeptionslos (zit. n. P. Braselmann 1999, 1). „Brauchen wir Sprachkritik?" fragt Gauger 1985, eine Frage, die allerdings in Frankreich nicht gestellt werden könnte.

(8) Die Zersplitterung der an aktiver Sprachpolitik Interessierten in die Gruppe der um linguistische Reputation besorgten Sprachkritiker und die Gruppe der vehement für 'Sprachbewahrung' und Sprachreinigung Fechtenden und das Fehlen einer zentralen und anerkannten Institution soll hier nicht weiter argumentativ verfolgt werden.

Zu 2. Wichtiger für die Begründung einer rationalen und aktiven Haltung zur Sprachpraxis scheint mir der Problemkreis (2), die Beantwortung der

Frage nämlich, ob alle Bemühungen um die deutsche Sprache, die in der Vergangenheit aufgewendet worden sind, im Grunde ein Reden in den Wind waren. Das behaupten nämlich eben diejenigen Linguisten und Sprachkritiker, die einer biologistischen Wachstums- und Reifungstheorie anhängen oder einen liberalistischen laissez-faire-Standpunkt einnehmen.

Ich halte diese Annahme für Ausrede und Ausflucht, für nicht begründbar und falsch. Für die Annahme der Wirksamkeit sprachpolitischer Maßnahmen möchte ich zu den Argumenten, die im Zusammenhang mit dem Sprachsterben angeführt worden sind, Argumente für zwei Sprachen, das Deutsche und das Französische betreffend, und auf zwei Ebenen, dem sprachpolitischen Engagement von sich verantwortlich fühlenden Privatpersonen und dem des Staates, anführen.

(1) Die Herausbildung der deutschen Nationalsprache vom 15. bis zum 19. Jahrhundert ist zwar im wesentlichen ohne nachhaltige politische Unterstützung und deshalb um Jahrhunderte verspätet erfolgt, aber sie hat sich nicht in einem quasibiotischen Reifungsprozess entwickelt, sondern verdankt sich wesentlich dem entschiedenen und bewussten sprachpolitischen Engagement der Sprachgesellschaften des 16. und 17. Jahrhunderts, den Normierungsleistungen der Grammatiker und Wörterbuchverfasser des 17. und 18. Jahrhunderts, den Sprachprägungen der Philosophen und vor allem den sprachschöpferischen Leistungen der deutschen Schriftsteller des 18. Jahrhunderts. Man könnte meinen, dass diese Behauptung schwer nachzuweisen sei und Spekulation bleiben müsse, da hier ein Zusammenhang angenommen wird, der nicht nachträglich aus der Geschichte herausgerechnet werden kann. Andererseits wäre dann die entgegengesetzte Annahme der Wirkungslosigkeit der Tätigkeit der genannten Personen und Institutionen noch um ein Moment spekulativer, da sie ein Ergebnis behauptet, ohne die wirklich agierenden Kräfte in Rechnung zu stellen. Aber in dieser Unentschiedenheit muss das Problem nicht verharren. Es gibt Belege:

- am genauesten nachgewiesen für Wortschöpfungen, die seither zum deutschen Wortschatz gehören, (von Zesen, Schottel, Harsdörffer, Campe und Goethe, von der preußischen Post-, Eisenbahn- (Stephan) und Heeresverwaltung);

- aber auch relativ gut untersucht für die Durchsetzung des Deutschen als Wissenschaftssprache (Paracelsus – 1526/1527; der Arzt Laurentius Fries – 1532; Wolfgang Ratke – 1612; Balthasar Schupp – 1638; Christian Thomasius – 1687);
- vielfach angeführt, aber noch nicht zusammenfassend dargestellt, für die Schaffung einer deutschen philosophischen Terminologie durch Christian Wolff und ihre Ausprägung durch Immanuel Kant;
- erstaunlicherweise kaum unter dem sprachpolitischen Aspekt untersucht, für die Bereicherung der deutschen Schriftsprache durch die deutsche Literatur, so z.B. durch Goethe, was sich z.B. an seiner Überarbeitung des „Werther" zeigen ließe (gegenüber der Erstfassung von 1774 hat Goethe in der zweiten Fassung von 1787 alle dem Mündlichen näheren Ausdrücke, z.B. Kraftausdrücke, getilgt, mundartliche Ausdrücke ersetzt, die Wortstellung der Schriftsprache angepasst, lange Perioden aufgeteilt).

(2) Als Beispiel für die Wirksamkeit entschiedener politischer Unterstützung auf die Herausbildung einer Nationalsprache kann Frankreich gelten. An ihm lässt sich die spezifische deutsche Situation zugleich aus einer Außenperspektive und an einem absoluten Gegensatz zeigen. Frankreich hat von allen europäischen Ländern die längste und wirkungsvollste sprachplanerische Tradition. Die französischen Sprachgesetze sehen bei Verstößen strafrechtliche und finanzielle Konsequenzen vor.

In ihrer Untersuchung zu „Sprachpolitik und Sprachbewusstsein in Frankreich heute" (1999) hat Petra Braselmann in einer beeindruckenden Zeittafel die politischen Maßnahmen zur Durchsetzung der französischen Sprache von 1539 bis 1996 aufgeführt. Für das Jahr 1994 listet sie in 19 Bereichen (von der Landwirtschaft bis zur Stadtentwicklung) 48 gültige die Sprachverwendung regelnde Erlasse auf. Sie betreffen die Sprache des Rechts, der öffentlichen Information, der Verkehrs- und Wegezeichen, des Unterrichts, der Wissenschaft, der Kongresse, der Werbung.

An den Beginn der Geschichte französischer Sprachpolitik wird das Edikt von Villers-Cottorets gestellt, in dem das Französische anstelle des Lateinischen in Verwaltung und Gerichtswesen vorgeschrieben

wird, obwohl schon 813 auf dem Konzil von Tours das Französische offiziell anerkannt worden war. 1635 gründet Richelieu nach italienischem Vorbild die Academie francaise, der ausdrücklich sprachregulative Aufgaben, die Überwachung des „bon usage", übertragen werden und die seither 394 Jahre als kulturelles Gewissen Frankreichs gewirkt hat. (Zum Vergleich: Die Berliner Akademie der Wissenschaften publiziert seit 1745 nicht in Deutsch, sondern in Französisch.) 1793 dehnt die Nationalversammlung im 2. großen Sprachgesetz die Vorschrift auf alle öffentlichen Schriftstücke und Urkunden aus. Furore hat – auch im Ausland – das 1994 in der Nationalversammlung verabschiedete Gesetz zum Fremdwortgebrauch gemacht. Davon ist auch meist die Rede, wenn von Sprachpolitik in Frankreich gehandelt wird. Es geht aber um mehr. Die Landessprache gilt in Frankreich als nationales Gut, das es zu bewahren und zu schützen gilt. Der Schlüsselbegriff ist „nationales Gut". Auch bei den rigiden Bestimmungen über den Fremdwortgebrauch geht es nicht, wie in Deutschland oft eher hämisch bemerkt wird, nur um die Eliminierung englischer Wörter. Es geht um französische Identität und um die Abwendung von Prestigeverlust, wie sich an der Verfassungsänderung 1992 nach den Verträgen von Maastricht zeigt. („Die Sprache der Republik ist Französisch.") Dahinter stehen auch, wenn natürlich nicht ausschließlich, politische und ökonomische Interessen. In Bezug auf das einheitliche Europa hat das Pompidou mit den Worten deutlich gemacht: „Wenn wir mit unserer Sprache zurückstecken, werden wir schlicht hinweggeschwemmt." (zit. n. P. Braselmann 1999, 129)

In Frankreich ist die Wahrung der nationalen Identität und die Pflege der nationalen Sprache eine Selbstverständlichkeit. Sprachkultur hat, anders als in Deutschland, eine andere Dimension, schließt Kultur und Sprache zusammen. „Wie in keinem anderen europäischen Land ist die Sprache Gegenstand des Interesses der Öffentlichkeit, der Medien, der Schriftsteller – und des Staates. Nur in Frankreich kann die Verwendung einzelner 'nicht-salonfähiger' Ausdrücke in einer Fernsehdiskussion öffentliche Empörung auslösen und zu einer 'affaire nationale' hochstilisiert werden (wie in Le Figaro 2/1/1982)" . (P. Braselmann 1999, 1) Nur in Frankreich kann es wohl auch vorkommen, dass in beliebigen Stellenanzeigen „Französisch perfekt in Wort und Schrift"

gefordert wird. Nur in Frankreich können einer naturwissenschaftlichen Zeitschrift die Subventionen gestrichen werden, weil sie Artikel in Englisch abdruckt. (Seither erscheinen die Artikel wieder in Französisch.) Die Vielzahl der sprachpolitischen Maßnahmen, ihre gesetzliche Verankerung und die oft heftigen und andauernden Diskussionen in der französischen Öffentlichkeit um gutes Französisch haben in Frankreich – obwohl die Erfolge der gesetzlichen Eingriffe zuweilen als mager bezeichnet werden (P. Braselmann 1999, 127) immerhin ein Sprachbewusstsein geschaffen, von dem Deutschland weit entfernt ist, und eine derartige Sensibilisierung für Sprache und Rede hervorgebracht, von der ein Deutschlehrer nur träumen kann.

Ich habe die französische Situation nur positiv dargestellt, obwohl ich weiß, dass sie auch negative Aspekte hat. Vielleicht kann auf sie in der Diskussion eingegangen werden.

These 4.
Die Ursachen des Sprachelends in Deutschland wie auch in anderen Ländern können (außer in den genannten politischen, ökonomischen und völkerpsychologischen Faktoren) entdeckt werden in folgenden fünf Erscheinungen:

4.1. in der Krise des Nationalen (nicht nur in Deutschland);

Fragen und Probleme:

(1) Welche Folgen hatte es, dass sich die deutsche als „verspätete Nation" herausgebildet hat, für das Sprachbewusstsein der Deutschen?

(2) Der Zusammenhang der Entstehung von Nationalstaat und Nationalsprache, der wohl nicht in Zweifel steht, wirft in einer Zeit, in der das Ende des Nationalstaats vorausgesagt wird, die Frage auf, ob die Nationalsprache den Nationalstaat überleben kann. Habermas hat das Problem in Bezug auf die „geschichtliche Symbiose des Republikanismus mit dem Nationalismus" (1998, 116) formuliert und fragt: „Läßt sich auch über nationale Grenzen hinaus die sozialstaatliche Demokratie erhalten und entwickeln?" Diese Frage kann mit gleicher Schärfe für die Sprache gestellt werden. Ich bezweifle, dass die

Nationalsprachen den Nationalstaat lange überleben können, zumindest in Deutschland nicht. Angesichts der von einem liberalistisch entarteten Weltkapitalismus global inszenierten Prozesse, in denen die Nationalstaaten entmächtigt, ihr Handlungsspielraum unaufhörlich eingeschränkt, sie in Denationalisierungsschüben überrollt, die planmäßige Zerstörung aller Kollektive betrieben werden, in denen die Einrichtung einer darwinschen Welt (Bourdieu) auf dem Programm steht, wird die Möglichkeit, die Institution der sozialen Demokratie in Form eines postnationalen „Verfassungspatriotismus" zu erhalten, skeptisch beurteilt. „Emanzipatorisch gesehen sind wir praktisch auf den Nullpunkt zurückgefallen." urteilt Heleno Sana. Wie zum Beweis fordert Alexander von Brünneck, Professor für Öffentliches Recht an der Viadrina, in einer Tageszeitung vom 24.3.1999 (MOZ, 7) die Relativierung und Internationalisierung des Grundgesetzes. Was spricht dagegen? So eigenartig es klingt, „die nationalistische Lösung ist demokratischer" (Hagège, 153); sie eröffnet mehr Spielraum für Soziales, weil Soziales sich offensichtlich nur im nationalen Rahmen bewahren lässt. Die Verteidigung des Nationalstaates, „insbesondere seines sozialen Gesichts", wie Bourdieu formuliert, und der Nationalsprachen als einer Bedingung ihrer Existenz wäre deshalb kein rückwärtsgewandtes Unternehmen, hätte „nichts mit Nationalismus gemein" (1998, 49).

(3) Die an die Herausbildung des Nationalstaates gebundene Entstehung der Nationalliteratur als eine Bedingung der Herausbildung der Nationalsprache wäre ein eigenes Kapitel wert, soll aber hier angeschlossen werden. Die These lautet: Ohne große deutsche Literatur keine deutsche Nationalsprache! Das haben sicher auch die Mitglieder der Sprachgesellschaften im 17. Jahrhundert und Sprachwissenschaftler im 18. Jahrhundert so bewertet und sich deshalb derart intensiv um eine deutsche Poetik bemüht, wie es sonst nie mehr in der deutschen Geschichte verzeichnet werden kann. Die Literatur der deutschen Aufklärung und Klassik hat die Herausbildung der deutschen Standardsprache also erst vollendet (wobei „vollendet" natürlich keinen Abschluss bezeichnet). Nun kann man hier einen parallelen Vorgang erkennen. Nicht nur die deutsche Nation ist – im Vergleich zu anderen europäischen Nationen – „zu spät gekommen" – ebenso „zu spät ge-

kommen" ist auch die deutsche Literatur. Die Literaturen in Italien, Spanien, Frankreich und England hatten längst ihren Gipfelpunkt überschritten und ihren Beitrag zur Gewinnung nationaler Identität wie zur Herausbildung der jeweiligen Nationalsprache geleistet, als sie in Deutschland noch zum Vorbild dienten. Da die deutsche Klassik weniger in Bezug auf die deutschen Verhältnisse als in Bezug auf die ausländischen Literaturen – nicht zuletzt in Bezug auf die wiederentdeckte klassische griechische Literatur – entstand, ist auch zu erklären, dass sie sich eigentlich nicht als Nationalliteratur verstand, sondern – wie Goethe mehrfach betonte – als 'Weltliteratur'. Das tat ihrer sprachprägenden Wirkung zwar keinen Abbruch, trug jedoch zur Ausprägung des deutschen Habitus bei. Lessing und Goethe stellen in ihren großen Werken weniger deutsche als vielmehr Menschheitsprobleme dar. Schiller scheint die Ausnahme zu sein, aber seine Themen sind – die Jugendwerke ausgenommen – europäisch. Das bevorzugte Genre ist das Drama wie auch bei den klassischen Literaturen anderer europäischer Länder (z.B. in Spanien, England, Frankreich). Die Bewertung des Dramas in der deutschen Klassik als der höchsten Literaturform setzt sich bei Büchner, Kleist, Hebbel und Grabbe in einer Zeit fort, in der sich in den anderen europäischen Ländern eine Prosa auf hohem Niveau entwickelte – das Genre also, von dem man weiß, dass es auf die Sprachentwicklung breiter Bevölkerungsschichten am nachhaltigsten zu wirken imstande ist. In der für die Herausbildung der deutschen Nationalsprache entscheidenden Epoche gibt es keine große deutsche Prosa mit politischer und nationaler Thematik, die der englischen oder französischen Romantradition oder gar der späteren russischen vergleichbar wäre (man denke an Tolstois „Krieg und Frieden"). Einzelne Gipfelwerke, wie Goethes „Wanderjahre" und „Wahlverwandtschaften", Schillers wissenschaftliche Monographien „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges" und „Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung", Hölderlins „Hyperion", Büchners Flugschriften und „Lenz" ändern das Gesamtbild nicht wesentlich. Natürlich gibt es im 19. Jahrhundert eine reichhaltige epische Literatur in Deutschland. In ihr tritt aber an die Stelle der nationalen oder politischen Thematik Provinz und 'Heimat'. Überreiche Belege dafür liefern die Romantik, J. v. Eichendorff, J. Paul, W. Alexis,

K.L. Immermann, W. v. Polenz, A. Stifter, O. Ludwig, W. Raabe, Th. Storm, G. Keller, selbst Th. Fontane. Wenn das nationale Thema angeschlagen wurde, dann rückgewandt in Sammlungen von Sagen oder spät im 19. Jahrhundert auf dem Niveau von G. Freytag und F. Dahn. Republikanisch und national war nur die Lyrik um 1813 und 1848, später auch sie nationalistisch. Das große nationale Thema erreicht der deutsche Roman erst im 20. Jahrhundert (z.B. mit Th. Manns „Dr. Faustus").

4.2. in Tendenzen einer generellen und globalen kulturellen Depravation;

Man kann schlechterdings nicht von Sprachzuständen handeln, ohne die kulturelle Gesamtsituation in Rechnung zu stellen. Die kulturelle Situation der Gegenwart aber ist bereits derart differenziert dargestellt und so ausgiebig dokumentiert, dass ich hier verweisen kann: auf Illich und Postman, Foucault und Lyotard, Assmann und Havelock, Elias und Gellner, Sanders und Brockmeier, Chartier und Cavallo.

4.3. darunter in den Wirkungen der neuen Medien, insbesondere des Fernsehens und des Internets;

Was kann man P. Bourdieus „Über das Fernsehen" (1998), seiner Analyse des „journalistischen Feldes", seinem Nachweis der ökonomischen Abhängigkeit und Bedingtheit der neuen Medien, ihrer mentalitäts- und kulturzerstörerischen Wirkung infolge der Verknappung von Zeit, die Geld ist, des daraus resultierenden „Turbojournalismus", der Desinformation durch Information, der Dominanz des Spektakulären und Exhibitionistischen, der Ersetzung von Information durch Infotainment, der Banalisierung des Grauenvollen, der Zerstörung der Kommunikation durch Individualisierung, hinzufügen?

Vielleicht: Fragen aus deutschdidaktischer Perspektive. Dabei interessieren insbesondere die Folgen, die sich für das Lernen und für die sprachlichen Handlungen Lesen und Schreiben, Hören und Reden ergeben.

Welche Folgen für die Ausbildung von Wahrnehmungsfähigkeiten, welche für das Denken (angesichts des negativen Zusammenhangs von Denken und Schnelligkeit) haben die im Sekundenrhythmus wechselnden Bilder bei exzessivem Fernsehkonsum?

Welche Folgen hat es, wenn anstelle von Erkenntnis, Wahrheit und Information die Sensation tritt und zum Ziel wird, wenn anstelle des Aufklärungswertes der Unterhaltungswert dominiert und entscheidet?

Welche Folgen ergeben sich für die Sprachentwicklung junger Menschen aus der These von Barry Sanders, dass das Fernsehen zunächst die orate und dann und deshalb die literate Kultur zerstört?

4.4. im Trend zur Internationalisierung der Wissenschaftssprache;

Auch hierzu sollen nur wenige Probleme genannt werden:

Die Suche nach der „vollkommenen Sprache" im 13.–17. Jahrhundert (U. Eco, 1994) entsprach einem Bedürfnis nach einer internationalen Wissenschaftssprache. Folglich waren mit der Abschaffung des Lateinischen für die internationale Kommunikation in der Wissenschaft auch Verluste verbunden, die durch Formelsprachen nur zum Teil und nur in einigen Wissenschaften aufgewogen werden können.

Gewonnen wurde Verständlichkeit und die Möglichkeit einer Demokratisierung des Wissens. Angesichts der Kosten, die Wissenschaft verursacht, ist die Möglichkeit für Laien, über Forschungsfinanzierung mitzuentscheiden, ein Gewinn.

Muss die Wissenschaftssprache aber per se verständlich sein?

Gegenwärtig ist ein Trend zu nicht nur allgemeinverständlichen, sondern gar zu unterhaltsamen Formulierungen in wissenschaftlichen Texten (Parlando-Stil) zu beobachten. Ursache für diese gegenwärtige „Sphärenvermengung" (Goethe) ist wohl nicht nur das Streben nach Verständlichkeit, sondern der Warencharakter wissenschaftlicher Erkenntnisse (Buchmarkt).

4.5. in der „Sprachfeindschaft der Pädagogik" (F.O. Bollnow, 1966) und dem grassierenden Antikognitivismus in der deutschen Schule.

Otto Friedrich Bollnow führt in seiner Schrift „Sprache und Erziehung", 1966, die „Sprachfeindschaft in der bisherigen Pädagogik" (9) auf den Humanistenstreit um die Dominanz der „verba" oder „res" bei der Erkenntnisgewinnung zurück, die zugunsten der „Sachen" entschieden wurde und das pädagogische Denken über Jahrhunderte bis in die Gegenwart vorgeprägt habe. Wolfgang Ratke: „Erst ein Ding an ihm selbst, hernach die Weise von dem Ding". Der Comenius-Satz von der Anschauung als der Mutter der Erkenntnis ist wohl der am häufigsten zitierte Satz in pädagogisch-didaktischen Kontexten. Pestalozzi formuliert schließlich ein Abstraktionsmodell des Wissenserwerbs, will den Unterricht den „ewigen Gesetzen ... unterwerfen, nach welchen der menschliche Geist von sinnlichen Anschauungen sich zu deutlichen Begriffen erhebt", die dann ihrerseits verbal festgehalten werden. Er verbindet seine Theorie mit deutlicher Abwertung sprachgebundenen Wissens, spricht von „Zungendrescherei" , „elenden kraft- und anschauungslosen Wort- und Maulmenschen", vom Wissen aus Büchern als dem „größten Weltgift unserer Zeit". Und er findet Fortsetzer und Nachredner von Herder bis Kerschensteiner, der ebenfalls „gegen die alte Buchschule" zu Felde zieht, in der nationalsozialistischen Pädagogik und bei den Neoreformern in unserer Zeit. Es wurde zur unhinterfragten Grundlage der deutschen Schule, dass es mehr auf Inhalte als auf die sprachliche Formulierung ankomme. Das hatte bereits Schopenhauer beobachtet: „Das Publikum wendet seine Teilnahme sehr viel mehr dem Stoff als der Form zu und bleibt eben dadurch in seiner höheren Bildung zurück." Schillers Forderung, die Form müsse den Inhalt verschlingen, galt in der DDR-Pädagogik als purer Formalismus, und sagt doch nichts anderes als die rubinsteinsche Formulierung, dass wir einen Gedanken erst formen, wenn wir ihn formulieren. Ich kann mich erinnern, dass es uns in den 70er Jahren, als wir eine neue Empfehlung zur Bewertung und Zensierung von Aufsätzen entwickelten, nicht gelang, die Dominanz der Inhaltsnote in Aufsätzen zu kippen. Der Widerstand kam nicht nur von Seiten des Ministeriums für Volksbildung, sondern er kam von den Lehrern.

Natürlich gab es für Ratke und Comenius und auch noch für Pestalozzi

und Herder Gründe für ihr Engagement für einen sensualistisch begründeten Unterricht. Und es gab auch philosophische Theorien, die sie stützten. Nach Kant und nach Herbart aber gab es diese Gründe nicht mehr. Die Folge der Perpetuierung dieser Ideen ins 20. Jahrhundert hat Klaus Holzkamp richtig als „Verwahrlosung der Lernkultur" beschrieben. Die Pädagogik und in ihr die Didaktik ist über eine einfache Negation des Verbalismus kaum hinausgekommen. In den 80er Jahren gab es in der DDR und auch in der Schweiz Ansätze zu einer rationalen Theorie vom sprachlich fundierten Lernen, die in Deutschland nach 1990 verlorengingen. In der DDR wurden sie „Muttersprachliches Prinzip" genannt und es wurde versucht, für alle Fächer einheitliche Begriffslisten festzulegen. Besonders weit war die Zusammenarbeit mit den Mathematikern gediehen. Bezeichnenderweise arbeiten auch Urs Ruf und Peter Gallin aus Zürich am Zusammenhang von Sprache und Mathematik.

F. O. Bollnow stellt die Sprachfeindschaft der Pädagogik in Beziehung zur Philosophie. Man kann bis auf Plato zurückgehen, der gegen die Schrift polemisiert hat, als einem Medium, das das Gedächtnis zerstört. Im 16. Jahrhundert waren Philosophen bemüht, die natürliche Sprache wegen ihrer Unexaktheit durch eine ideale Kunstsprache zu ersetzen. Auch in den folgenden Jahrhunderten schwand das tiefe Misstrauen gegen die sprachliche Vorprägung des Denkens durch Sprache nicht, so dass Sprache in keinem philosophischen System der Klassischen Philosophie eine prägende Funktion hat. Erst im 19. Jahrhundert erfolgte eine Wendung (Bollnow führt Cassirer, Lipps, Gehlen, Heidegger, Wittgenstein und Gadamer an).

Eine besonders nachhaltige Variante findet die Sprachfeindschaft, nun nicht nur der Pädagogik, in ihrer Ablehnung der Schriftsprache. Sie muss ein europäischer Topos des 17. bis 20. Jahrhunderts gewesen sein, denn man findet sie allenthalben, so bei Shakespeare (Heinrich VI., 2.T., 107–137: „Pflegst du deinen Namen auszuschreiben, oder hast du ein Zeichen dafür, wie ein ehrlicher schlichter Mann?" – „Fort mit ihm, sag ich, hängt ihn – mit Feder und Tintenfass um den Hals."), so bei Rousseau („Emile": „Soll ich nun auch vom Schreibenlernen sprechen? Nein, ich schäme mich, von solchen Kleinigkeiten in einem Buch über Erziehung zu reden."), so bei Lessing wie bei Herder, so auch bei Schiller (der in den Räubern vom „tintenklecksenden Säkulum" spricht) und bei Goethe. Erstaunlicherweise wurde die Abwertung der Schriftsprache von der Lin-

guistik 'begründet' (bei Saussure mit seiner Behauptung, Sprache sei „Form, nicht Substanz") und bis in die 80er Jahre unseres Jahrhunderts aufrecht erhalten (bei Grewendorf noch 1990 in seinem Buch „Sprachliches Wissen).

Auf dieser Grundlage wurden dann fachdidaktische Theorien von großer Nachhaltigkeit entwickelt, wie z.B. die von Rudolf Hildebrand („Vom deutschen Sprachunterricht", 1867), auf den sich die mit dem Deutschunterricht befassten Reformpädagogen beriefen und dessen Buch 1947 neu aufgelegt und zur Begründung fachdidaktischer Konzepte herangezogen wurde. Für den Sprachunterricht in der deutschen Schule hatte die Verkennung der Rolle der Schriftsprache u.a. ein falsches Konzept des Lernens von Orthographie und ein falsches Konzept des Aufsatzunterrichts zur Folge.

Was ich Antikognitivismus der gegenwärtigen Schule genannt habe, ist die Übertragung der Sprachfeindschaft ins Methodische. Im Rückgriff wiederum auf Rousseau („Lesen" ist „die Geißel der Kindheit") und den falsch interpretierten oder gar nicht richtig gelesenen Pestalozzi, dessen Formel von der „Einheit von Hand, Herz und Kopf" zu Tode geritten wird, grassiert gegenwärtig eine aufs Manuelle reduzierte Handlungseuphorie, von der schon Schelling gewusst hat: „Handeln, Handeln" ist der Ruf, der „von vielen Seiten ertönt, am lautesten aber von denjenigen angestimmt wird, bei denen es mit dem Wissen nicht fortwill." Hypertrophierung der Erfahrung findet statt, wobei ein vorkantscher und vorherbartscher Erfahrungsbegriff verwendet und die Aktivität entpolitisiert wird. Unterricht als Infotainment. Spielen statt Lernen. Beschäftigung statt Lernen. Aktionismus auf der Ebene der Ausführungshandlung, nicht der Zielbestimmung und Planung. Ganzheitsfanatismus, der in Berlin so weit führt, dass in den Rahmenrichtlinien für die Deutschlehrer der sogenannte „verbundene Sprachunterricht" zwingend vorgeschrieben wird. Alles unter der Fahne der Freiheit und Förderung von Individualität. Und theoretisch wiederum abgestützt mit einem falsch interpretierten Bruner, dessen 3 Repräsentationsformen von Wissen (enaktives, ikonisches, symbolisches) zu ontogenetischen Stufen erklärt werden, begründet auch mit einer Überinterpretation von Piaget, dessen kognitive Entwicklungsstadien zu starren Stufen werden, motiviert schließlich durch einen romantischen Kindheitsbegriff in der Folge von Illich und Postman und garniert mit typisch deutschen

neoromantischen Vorstellungen vom Geniehaft-Kreativen im kindlichen Geist. Dass dieser Brei pädagogisch-methodischer Theorien und Pseudotheorien dem Individualismuskonzept der bürgerlichen Gesellschaft entspricht, ist so offensichtlich, dass dazu nicht argumentiert werden muss. Ebenso offensichtlich ist es aber auch, dass die Sprachbildung auf diesem Hintergrund marginalisiert und reduziert wird.

These 5.
Die Bewertung der als 'Verlust der Sprachkultur' beschriebenen Phänomene

hängt wesentlich (und letztlich) von der Beantwortung der Frage ab, warum man sich für den Erhalt von Sprachen überhaupt einsetzen sollte, ob nicht eine allen Lebenden gemeinsame Einheitssprache – eine Utopie des 16. bis 18. Jahrhunderts (vgl. U. Eco 1993, dt. 1994) und Tendenz gegenwärtiger weltweiter Globalisierungsprozesse – sogar wünschenswert wäre.

Eine nicht nur separaten Interessen verpflichtete, sondern an einem humanistischen Menschenbild orientierte Antwort hat zu prüfen, ob nicht doch mit jeder Sprache eine spezifische Ansicht der Welt im Sinne Humboldts verbunden ist, ob mit dem Verlust jeder Sprache eine besondere Art menschlichen Denkens verschwindet, ein Verlust menschlicher Kultur verbunden ist. Berücksichtigt man die Ergebnisse kulturvergleichender Untersuchungen zu den Wahrnehmungs- und Denkweisen von Menschen, die in unterschiedlichen Sprachräumen und in alphabetisierten bzw. in nichtalphabetisierten Gesellschaften leben, sowie Ergebnisse von Schriftlichkeitsforschungen ebenso wie solche zur Übersetzbarkeit von Sprachen, dann kann der Verlust der Sprachenvielfalt nur als Verlust der Pluralität des menschlichen Geistes interpretiert werden, die für das Überleben der Menschheit eine notwendige Bedingung sein könnte (vgl. Lakoff 1987, Trabant 1998).

Das Problem der Übersetzbarkeit von Sprachen

Auf einem trivialen Niveau instrumenteller Kommunikation oder reduziert auf die kognitive Dimension sind Sprachen natürlich ineinander übersetzbar. Aber dieses Niveau interessiert hier nicht, weil sich Sprache nicht in ihrer kommunikativen und auch nicht in ihrer kognitiven Funktion erschöpft. Für die Beantwortung der Frage, ob Sprachen, jede für sich, unersetzbar, weil im Letzten nicht ineinander übersetzbar sind, kann nur die Übersetzbarkeit der an die Grenze sprachlicher Aussagekraft gehenden poetischen Literatur als Argument gelten. Und dieser Nachweis ist eben nicht zu führen.

Miguel de Cervantes, der seinen „Don Quijote" zum Schutz vor der Inquisition als Übersetzung aus dem Arabischen ausgegeben hat, vergleicht Übersetzen mit flandrischen Teppichen. Das Muster ihrer Textur erscheint auf der Rückseite noch einmal – erkennbar, aber vergröbert. Die Auffassung von der Unübersetzbarkeit poetischer Texte teilt er mit Dante, Montaigne, Goethe, Chateaubriand, Hölderlin, Rilke, Baudelaire, Benjamin, Gramsci und – auf Seiten von Philosophen und Linguisten – mit J. Grimm, Humboldt, Schleiermacher, Sapir, Malinowski, Jespersen, Jakobsen, Martinet, Heidegger, Gadamer, Derrida und Lyotard, schließlich mit den professionellen Übersetzern, die von ihrer Tätigkeit, nach einem italienischen Wort, als von „Verrat in zwei Sprachen" sprechen (vgl. Karin Graf (Hrsg. 1993).

'Geist' ist eben nicht 'esprit' und nicht 'gyx'; was fehlt, sind die kulturgeschichtlichen Anlagerungen, das Unbewusste in der Sprache, die emotionalen Tiefenschichten. Bekannt sind die eher Verwunderung und Kopfschütteln auslösenden Versuche von Hin- und Rückübersetzungen, wie z.B. von Goethes „Über allen Gipfeln ist Ruh" ins Japanische (1902) und zurück über das Französische (1911) ins Deutsche (in D. Crystal 1993, 346).

Japanisches Nachtlied
Stille ist im Pavillon aus Jade
Krähen fliegen stumm
Zu beschneiten Kirschbäumen im Mondlicht.
Ich sitze und weine.

Ein schönes Gedicht. Aber die Übersetzung misslingt, und zwar total.

Aber nicht, weil die Übersetzer versagen. Wie soll Goethes psychische Verfassung, bekannt aus einem Brief an Frau von Stein am 6.9.1781: „um dem Wust des Städtchens, den Klagen, den Verlangen, der unverbesserlichen Verworrenheit der Menschen auszuweichen", wie soll dieser biographische und wie soll der historische deutsche kleinstaatliche Hintergrund mitübersetzt werden? Und schließlich: Poesie ist ja an den Laut gebunden. Der dreimalige Fall der hellen in die dunklen Vokale in Goethes Gedicht jeweils am Ende der Verszeile, bis am Ende „ruhest du auch" nur noch dunkle übrig bleiben, ist unübersetzbar, und transportiert doch Sinn. Nicht einmal in der deutschen Sprache gelingt die rückstandslose Übersetzung, z.B. aus dem Mittelhochdeutschen ins Neuhochdeutsche. Man versuche es mit Walthers von der Vogelweide wunderschönem Liebesgedicht „Unter der Linden", und man wird erkennen: Es ist nicht dasselbe Gedicht, die neuhochdeutsche Fassung erreicht das mittelhochdeutsche Original auch nicht annähernd. Poesie ist eben auch musikalisch. Könnte man denn Mozart übersetzen?

Es gibt noch andere Argumente, die ich hier nicht weiter verfolgen will: das prinzipiell Metaphorische der Sprache, die Unmöglichkeit, ein mathematisches Lehrbuch oder das Werk eines europäischen Philosophen ins Hopi zu übersetzen, wie H. Gipper meint (1972, 90), ähnlich B. Malinowski (in F. Kainz 1943, 105).

Ebenso wichtig, in einem wissenschaftlichen Kontext sogar noch wichtiger als das Problem der Übersetzbarkeit poetischer Werke und für mich das stärkste Argument für den Erhalt von Sprachen, ist eine Antwort auf die mit dem Namen W. von Humboldt verbundene These: „Die Sprache ist das bildende Organ des Denkens." „Kein Denken, auch das reinste nicht, kann anders als mit Hilfe der allgemeinen Formen unserer Sinnlichkeit geschehen, nur in ihnen können wir es auffassen und gleichsam festhalten." (zit. n. Chr. Stette, 1999, 407 und 404)

Ich habe gesagt, diese These sei mit dem Namen Humboldts verbunden, weil sie von ihm zwar in die Form gebracht wurde, die eine Diskussion über Jahrhunderte hinweg ausgelöst hat, aber nicht nur von ihm vertreten wurde, sondern wissenschaftlicher Allgemeinbesitz spätestens seit Leibniz war.

Leibniz nennt die Sprache einen „Spiegel des Verstandes" (1697, 73), ein Bild, das Jahrhunderte später von Cassirer aufgegriffen und verwan-

delt wird in das Bild vom nicht passiven, sondern „lebendigen Spiegel", der die Sprache sei. Schopenhauer stellt einen Zusammenhang zum Sprachstil her: „Der Stil ist die Physiognomie des Geistes." ... „wie der Stil zum Geist des Individuums, so verhält sich die Sprache zu dem der Nation." (Parerga und Paralipomena, 563)

Obgleich dieser Gedanke auch in unserem Jahrhundert wie selbstverständlich ausgesprochen wird, so von F. Kainz (1943, 101): „Die Struktur der Sprache ist das Korrelat der seelisch-geistigen Grundstruktur der Gemeinschaft, welche die Sprache ausgebildet hat und verwendet", und obgleich Leo Weisgerber in einer Überinterpretation der humboldtschen These seine ganze Theorie der Sprachinhaltsforschung darauf aufbaut, gegen die in der DDR heftig zu Felde gezogen worden ist, hatte sich nach Humboldt der Hauptstrom der Linguistik und der Psychologie längst in ein anderes Flussbett ergossen, so dass die der einsteinschen Theorie nachformulierte griffige These von einem sprachlichen Relativitätsprinzip durch Benjamin Lee Whorf, 1963, spektakulär werden konnte und eine lange, zur Zeit wieder an Intensität zunehmende Diskussion ausgelöst hat. Die Whorfsche Hypothese besagt ja im Wesentlichen zweierlei:

1. „dass nicht alle Beobachter durch die gleichen physikalischen Sachverhalte zu einem gleichen Weltbild geführt werden, es sei denn, ihre linguistischen Hintergründe sind ähnlich und können in irgendeiner Weise auf einen gemeinsamen Nenner gebracht werden" und
2. „dass Menschen, die Sprachen mit sehr verschiedenen Grammatiken benützen, durch diese Grammatiken zu typisch verschiedenen Beobachtungen und verschiedenen Bewertungen äußerlich ähnlicher Beobachtungen geführt (werden) und dass sie daher als Beobachter einander nicht äquivalent sind, (sondern zu) irgendwie verschiedenen Ansichten von Welt gelangen." (H. Gipper, a.a.O., 238f.) Gegen diese Thesen hat Eric S. Lenneberg (1967/1972) 4 Evidenzen und 5 allgemeine Prinzipien vorgetragen. Die kognitive Linguistik hat sie mit ihrer Universalientheorie heftig attackiert. Neuerdings schlägt Steven Pinker (1994) mit seinem Konstrukt eines 'Mentalesichen' auf sie ein. Von Seiten der kommunikativ orientierten Linguistik werden Argumente auf der Ebene des Nichtzusammenhangs von Sprache und Kultur (verschiedene Sprachen, doch eine Kultur; verschiedene Kulturen, doch eine

Sprache) und der prinzipiellen Vagheit sowie der Reflexivität von Sprache vorgebracht.

Diese Diskussion kann ich hier natürlich nicht nachzeichnen. Für mein Anliegen, die Beantwortung der Frage, ob man sich für Vielsprachigkeit und den Erhalt von Nationalsprachen aktiv einsetzen solle, wäre auch die positive Beantwortung der humboldtschen Idee auf dem Niveau einer „schwachen Relativitätsthese" (H. Gipper) völlig ausreichend. Und dies ist der Fall.

Denn, wie J. Trabant formuliert: „Die Existenz universeller Denkvorgänge widerlegt aber überhaupt nicht die Einsicht, dass, wenn verschiedene Sprachen denselben Sachverhalt jeweils anders sagen müssen, dies jeweils auch Momente unterschiedlichen 'Denkens' enthält." (1998. 25) „Anders sagen, heißt nicht nur 'materiell anders' ..., sondern auch: anders in der inhaltlichen Auffassung des Sachverhalts und im sequentiellen Arrangement der Teile der Äußerung." Trabant kann so guten Gewissens formulieren, weil inzwischen in peniblen Nachuntersuchungen der whorfschen Vergleiche nun wohl unbezweifelbar nachgewiesen ist, dass

1. ein Zusammenhang zwischen Sprache und Wahrnehmungsleistungen besteht, z.B. bei Farb- und Formwahrnehmungen (Brown/Lenneberg; Caroll/Casagrande);
2. ein Zusammenhang zwischen Sprache und Gedächtnisleistungen (Einprägen und Erinnern) besteht (Nudelman);
3. ein Zusammenhang zwischen ontischen Phänomenen und grammatischen Wortklassen besteht;
4. bei der Organisation wissenschaftlicher Texte kulturelle Differenzen wirksam sind (M. Clyne 1984: in Bezug auf Englisch-Deutsch);
5. die Stereotype nonverbaler Kommunikation kulturkreisabhängig varieren.

Die gegenwärtig weithin akzeptierte schwache Formulierung der sprachlichen Relativitätsthese wird aber schon wieder von ganz anderer Seite, nämlich durch eine modifizierte und verstärkte mediale Relativitätsthese in Frage gestellt. Marshall McLuhans Behauptung, „the medium is the message", fasst die Ergebnisse der Schriftlichkeitsforschung zusammen, die Aleida und Jan Assmann zu der Hypothese verdichten: „Nicht die

Sprache, in der wir denken, sondern die Medien, in denen wir kommunizieren, modellieren unsere Welt. Medienrevolutionen sind Sinnrevolutionen, sie remodellieren die Wirklichkeit und schaffen eine neue Welt." (1990, 2f.).

Die Bedeutung der Schriftlichkeit gründet auf zweierlei:

1. auf ihrer Grammatikalität und ihrer daraus resultierenden Bedeutung für die Entwicklung der Volkssprachen zu Nationalsprachen (Volkssprachen 2. Grades, wie Dante sagt), die fähig sind, Literatur und Wissenschaft in einem gesamtnationalen Rahmen auszuarbeiten und verfügbar zu machen, und
2. in ihrem Zusammenhang mit der Herausbildung syllogistischen Denkens in der Antike als ein Ergebnis der Schaffung einer entwickelten alphabetischen Sprache (vgl. Havelock 1990).

Jahrtausende ist die Fähigkeit zur Schriftlichkeit marginalisiert worden auf Grund der banalen Beobachtung, dass die mündliche Sprache früher erworben wird als die schriftliche. Die Linguistik hat erst in unserem Jahrhundert erkannt, dass es sich bei der Verschriftlichung von Sprache um mehr handelt als um einen formalen Ableitungs- und Übersetzungsprozess, sondern dass der Einsatz der Schrift „der eigentliche Schritt in der Geistesentwicklung der Menschheit ist" (so E. Gellner 1988, 81). In kulturpsychologischen Untersuchungen, durchgeführt in den 30er Jahren von Luria, Tulvistè und anderen in Zentralasien, veröffentlicht aber erst Ende der 60er Jahre, sowie von der sogenannten Toronto-School um Olson, Ong, Cole, Goody, Gay, Glick, Sharp u.a., durchgeführt Ende der 60er Jahre bei den Kpelle in Liberia, wurden logische Urteilskraft (Verallgemeinerungen, Klassifizierungen), Lernfähigkeit, Gedächtnis und Erinnerungstechniken bei literaten und bei illiteraten Versuchspersonen in alphabetischen und in nichtalphabetischen Umgebungen überprüft. Bestehende Unterschiede konnten eindeutig nicht auf unterschiedliche intellektuelle Kapazitäten, sondern auf bestimmte kulturelle Praktiken und Situationen, darin vor allem auf institutionelle Symbolisierungen und auf die Beherrschung kultureller Codes, wie der Schriftsprache, zurückgeführt werden. Damit wurde der Gedanke Wygotskis bestätigt, dass Zeichen kulturelle Entwicklungsmittel der individuellen Psyche sind.

Die „Relativitätstheorie der Medialität" nimmt folglich einen grundle-

genden kognitiven und kulturellen Unterschied zwischen einem mythisch-mündlichen und einem rational-schriftlichen Bewusstsein an (zsfd. dazu Jens Brockmeier 1997). Für die Pädagogik und Sprachdidaktik erwächst aus der These, dass die Literalität die Strukturen unserer Sprache und Rationalität, unser Wahrnehmen und Gedächtnis tiefgehend beeinflusst, die Aufforderung, gegen jede Relativierung sprachgebundenen Lernens in der Vulgärpädagogik und Schule argumentativ anzutreten.

Gegenwärtig wird aus der Wahrnehmung, dass die neuen Medien einen Trend zum Parlando-Sprachstil befördern und dass, was bisher auf Papier aufgezeichnet wurde, technisch fixiert werden kann, in sensationistischer Weise ein Ende der Schriftkultur abgeleitet. Ein nicht nur ärgerlicher, für Bildungsprogramme und Sprachunterricht ein folgenreicher Kurzschluss. Schriftlichkeit ist mehr, als die Möglichkeit, Bibliotheken mit Büchern zu füllen, mehr als eine Tradition, der ein Status zugewachsen ist, der sie zur Mitte einer Kultur hat werden lassen. Schriftlichkeit erst hat den Menschen neue Möglichkeiten der Erkenntnisgewinnung und der Darstellung vermittelt und erschlossen, deren leichtfertige Aufgabe oder Vernachlässigung kaum absehbare Konsequenzen haben würden.

These 6.
Als Folgerung für eine ethisch verantwortete, wissenschaftlich begründete Haltung zum Umgang mit der deutschen Sprache im 21. Jahrhundert

ergibt sich daraus mit Konsequenz anstelle des verbreiteten laissez-faire-Liberalismus gegenüber dem gegenwärtigen Sprachwandel oder eines aus dem 19. Jahrhunderts nachwirkenden, zu biologistischen Erklärungen und zu Fatalismus führenden Organismuskonzepts von Sprache ein Programm

- der Befürwortung aktiver Sprachpolitik im Sinne der Bewahrung der kulturellen und sprachlichen Vielfalt und eines aktiven Wirkens für ein Vielsprachenkonzept in allen den Bereichen, die für die Existenz und den Erhalt einer Sprache wesentlich sind;
- des „affirmativen Purismus" im Sinne Goethes,

- der Verteidigung und Wiedergewinnung eines anspruchsvollen Konzepts von Sprachbildung und
- der aktiven Sprachkritik in Bezug auf die Alltagssprache, insbesondere auf die Sprache der Medien.

Ich will mich im Folgenden nur auf einen Aspekt dieser These beschränken:

Zur Verteidigung und Wiedergewinnung eines anspruchsvollen Konzepts von Sprachbildung

(Das Folgende verdankt sich wesentlich den Gedanken Hubert Ivos, 1994 und 1998.)

Die Aufklärung und die deutsche Klassik hatten davon geträumt, Menschen zu Menschen schlechthin bilden zu können. Im 19. Jahrhundert sind an die Stelle dieses Ideals sehr bald im Nationalen begründete Menschenbilder getreten. „Bildung verbündet sich mit der Eigenart eines in Geschichte, Sprache und Territorium verwurzelten Volkes", das seine Traditionen kanonisiert. (A. Assmann, zit. n. H. Ivo 1994, 285) Bildung entfaltet sich als nationale. Das ist so geblieben bis zur Gegenwart. Ingrid Gogolin nennt das den „monolingualen Habitus der multilingualen Schule" (1994). Dieser monolinguale Habitus gerät zunehmend in Konflikt mit den politischen, ökonomischen und kulturellen Gegebenheiten.

Auf nationalistische Entgleisungen im 20. Jahrhundert, die ihre Wurzeln im 19. haben, soll hier nicht eingegangen werden. Bildung konnte sich im 19. und 20. Jahrhundert gar nicht anders als im nationalen Rahmen entwickeln. Das hat schon W. von Humboldt gesehen. Aber er hat das „Bewahren der Nationalität ... nur dann (als) wahrhaft achtungswürdig (bewertet), wenn es zugleich den Grundsatz in sich fasst, die scheidende Gränze immer feiner, und daher immer weniger trennend zu machen, sie nie zu beengender Schranke werden zu lassen. Denn nur dann fliesst es aus einem wirklichen Gefühl für die Veredelung des Individuums und der Menschheit her, welche das letzte Ziel alles Strebens sind." (zit. n. H. Ivo 1994, 171)

Die Zukunft der Bildung in Europa wird vorwiegend administrativ gedacht (als Anerkennung und Angleichung von Bildungsabschlüssen u.ä.). Es geht aber um Inhalte und um Ziele. In Bezug auf den Deutschunterricht, aber nicht nur auf ihn, muss die Frage beantwortet werden: Kann der national und monolingual tradierte, organisierte und ausgerichtete

Deutschunterricht in einer postnationalen, multilingualen Gesellschaft Bestand haben? In der Deutschdidaktik der deutschsprachigen Länder stehen sich – wenn ich das richtig sehe – zwei Positionen gegenüber. Beiden ist gemeinsam, dass sie den Mythos von Babel, die Vielfalt der Sprachen und Kulturen, nicht als Scheitern verstehen. Beide wollen die eurozentristische Tradition überwinden, die ein Kupferstich von 1634 in figürlicher Weise zeigt: dargestellt sind die damals bekannten 4 Erdteile. Europa, reich gekleidet, sitzt auf dem Globus. Ihre Attribute sind Handel, Ruhm, Krieg und Christentum. Ihr zu Füßen die übrigen Erdteile, nackt oder wenig bekleidet, zu Europa aufschauend. Diese Vorstellung des Frankfurters Joachim Sandrart setzt die der Griechen der klassischen Zeit fort, die Menschen, die nicht ihre Sprache sprachen, barbaroi nennen, Wesen, die beim Sprechen auf unverständliche Weise stammeln. Beide Positionen wollen vielmehr versuchen, die „kulturelle Taubheit", von der Umberto Eco sagt, dass sie weit in unsere Zeit hineinreicht, zu überwinden. Ingrid Gogolin u.a. lehnen, nicht zuletzt mit Bezug auf die Situation der Kinder, die in Deutschland, z.B. auf Grund von Arbeitsimmigration ihrer Eltern leben, deren Muttersprache aber nicht Deutsch ist, das gegenwärtig praktizierte Kompensationskonzept vor allem aus ethischen Gründen ab. Das ist nachvollziehbar. Sie behaupten aber auch, dass die bisherige Spracherwerbstheorie in ihrem Wesen monolingual angelegt und dass das falsch sei: Der Mensch sei bilingual oder multilingual ausgestattet. Sie fordern deshalb für die Kinder der Immigranten, aber auch für die mit Deutsch als Muttersprache aufwachsenden Kinder und für die Zukunft der Schule in Europa überhaupt multilingualen Unterricht. Was die Bilingualitätshypothese des Menschen angeht, so müsste sie überprüft werden. Belege aus der Erfahrung oder der Bekanntschaft reichen da nicht aus. Was den multilingualen Unterricht betrifft, so weiß niemand, wie er praktisch realisiert werden könnte. Am konkretesten noch werden die Vorschläge, wenn von einem konfrontativen oder komparatistischen Grammatikunterricht gesprochen wird. Doch dieses Konzept trägt nicht als eines für den gesamten Sprach- oder Deutschunterricht. Hubert Ivo entwickelt seine grundsätzlichere Antwort aus vier Fragen:

1. Welcher Idee von Sprache bedarf es, um über die interkulturelle Herausforderung von Deutschdidaktik und Deutschunterricht angemessen zu reden ?

2. Warum sollen nachkommende Generationen in ihrer eigenen, ihrer Muttersprache gebildet werden ?
3. In welchem Verhältnis stehen überkommene Konzeptionen vom Deutschunterricht zu den interkulturellen Herausforderungen?
4. Wie fügen sich die interkulturellen Herausforderungen in den Problemhorizont ein, der sich um die Frage aufspannt, wie Bildung in Zeiten jenseits von Traditionsorientierung bestimmt werden kann ?

Ohne seine Argumentation im einzelnen wiederzugeben, kann doch gesagt werden, dass er die Lösung schon bei Humboldt vorfindet, und zwar in der Formel vom „liberalen Umgang mit Fremden". Das Konzept des Sprachunterrichts des 21. Jahrhunderts kann demzufolge nicht das einer unbestimmten und unbestimmbaren Multikulturalität und Multilingualität sein, sondern nur das eines Vielsprachenkonzepts, in dem die nationale Sprache ihren Status behält, weil sie jeder Sprachbildung, vor allem der Ausbildung der Schriftsprache, den Grund legt, und in dem die Ausbildung in der Muttersprache begleitet wird von einer erweiterten Bildung in den für den jeweiligen Kulturkreis wesentlichen Sprachen. Für die deutsche Schule hieße das, neben dem als lingua franca geltenden Englisch mindestens eine romanische und mindestens eine slawische Sprache zum Gegenstand der Schulbildung zu machen. Ein solches Konzept hat wohl auch Umberto Eco, mit dem ich abschließen möchte, vorgeschwebt: „Das Problem der zukünftigen europäischen Kultur liegt sicher nicht im Triumph der totalen Vielsprachigkeit ..., sondern in der Herausbildung einer Gemeinschaft von Menschen, die in der Lage sind, den Geist, das Aroma, die Atmosphäre einer anderen Sprache zu erfassen. ... Ein Europa von ... Menschen, die sich verständigen können, indem jeder die eigene Sprache spricht und die des anderen versteht, ohne sie fließend sprechen zu können, wobei er, während er sie versteht, wenn auch nur mit Mühe, zugleich ihren „ Geist" versteht, das kulturelle Universum, das ein jeder ausdrückt, wenn er die Sprache seiner Vorfahren und seiner Tradition spricht." (1994, 355)

Ausgewählte Literatur:

Ammon, Ulrich (1990): Schwierigkeiten der deutschen Sprachgemeinschaft aufgrund der Dominanz der englischen Sprache. 20. Jahrestagung der GAL 1989. Göttingen.

Bollnow, Friedrich, Otto (1966): Sprache und Erziehung. Stuttgart.

Bourdieu, Pierre (1996): Über das Fernsehen. Frankfurt/M.

Ders. (1998): Gegenfeuer. Wortmeldungen im Dienste des Widerstands gegen die neoliberale Invasion. Konstanz.

Braselmann, Petra (1999): Sprachpolitik und Sprachbewusstsein in Frankreich heute. Tübingen.

Brockmeier, Jens (1997): Literales Bewußtsein. Schriftlichkeit und das Verhältnis von Sprache und Kultur. München.

Cole, Michael/Gay, John/Glick, Joseph A./Sharp, Donald W. (1971): The cultural context of learning and thinking. New York.

Crystal, David (1993): Enzyklopädie der Sprache. New York.

Eckardt, Georg (Hrsg., 1977): Völkerpsychologie – Versuch einer Neuentdeckung. Texte von Lazarus, Steinthal und Wundt. Weinheim u.a.

Eco, Umberto (1994): Die Suche nach der vollkommenen Sprache. München.

Elias, Norbert (1992): Studien über die Deutschen. Frankfurt/M.

Engel, Eduard (1912): Deutsche Stilkunst. Leipzig.

Gipper, Helmut (1972): Gibt es ein sprachliches Relativitätsprinzip? Untersuchungen zur Sapir-Whorf-Hypothese. Frankfurt/M.

Gogolin, Ingrid (1994): der monolinguale Habitus der multilingualen Schule. Münster u.a.

Graf, Karin (Hrsg., 1993): Vom schwierigen Doppellieben des Übersetzers. Berlin.

Haarmann, Harald (1983): Elemente einer Soziologie der kleinen Sprachen Europas. Hamburg.

Habermas, Jürgen (1998): Die postnationale Konstellation. Frankfurt/M.

Hagège, Claude (1996): Welche Sprache für Europa? Verständigung in Vielfalt. Frankfurt/M. u.a.

Heisenberg, Werner (1961): Sprache und Wirklichkeit in der modernen Physik. Vortrag vor der Bayerischen Akademie der Schönen Künste. München.

Humboldt, Wilhelm v. (1836/1998): Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts. Paderborn u.a.

Ders. (1994): Über die Sprache. Reden vor der Akademie. Tübingen u.a.

Ivo, Hubert (1994): Muttersprache. Identität. Nation. Sprachliche Bildung im Spannungsfeld zwischen einheimisch und fremd. Opladen.

Ders. (1998): Die Bedeutung der interkulturellen Herausforderung für die Deutschdidaktik und den Deutschunterricht. Vortrag auf der 12. Tagung des Symposions Deutschdidaktik in Siegen.

Jochmann, Carl Gustav (1828/1968): Über die Sprache. Göttingen.

Kainz, Friedrich (1943): Psychologie der Sprache. Bd. II. Stuttgart.

Köller, Wilhelm (1988): Philosophie der Grammatik. Stuttgart.

Leibniz, Gottfried Wilhelm (1979/1986): Ermahnung an die Teutsche ihren Verstand und Sprache besser zu üben. Berlin.

Ders. (1697/1966): Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache. Hildesheim.

Lenneberg, Eric S.(1967/1972): Biologische Grundlagen der Sprache. Frankfurt/M.

Mühlhäusler, Peter (1990): Interkulturelle Kommunikation – cui bono ? In: „forum Angewandte Linguistik" , Bd. 21.

Nünning, Ansgar/Nünning, Vera (Hrsg., 1994): Der Deutsche an sich. München.

Pinker, Steven (1994/1996): The Language Instinct. The New Science of Language and Mind. New York.

Pörksen, Uwe (1988): Plastikwörter. Die Sprache einer internationalen Diktatur. Stuttgart.

Ders. (1994): Wissenschaftssprache und Sprachkritik. Untersuchungen zu Geschichte und Gegenwart. Tübingen.

Sanders, Barry (1994/1995): Der Verlust der Sprachkultur. Frankfurt/M.

Schiewe, Jürgen (1998): Die Macht der Sprache. Eine Geschichte der Sprachkritik von der Antike bis zur Gegenwart. München.

See, Klaus von (1984): Politisch-soziale Interessen in der Sprachgeschichtsforschung des 19. und 20. Jahrhunderts. In: Handbuch Sprachgeschichte. HSK 21. de Gruyter: Berlin/New York. S. 242 ff.

Stetter, Christian (1999): Schrift und Sprache. Frankfurt/M.

Trabant, Jürgen (1998): Artikulationen. Frankfurt/M.

Viereck, Wolfgang (1984): Britisches Englisch und Amerikanisches Englisch/Deutsch. In: Handbuch Sprachgeschichte. A.a.O., S. 938 ff.

Whorf, Benjamin Lee (1956/1984): Sprache – Denken – Wirklichkeit. Reinbeck.